



kalmenzone literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

Heft 10 • Oktober 2016

mit Beiträgen von

**Katja Schraml • Simone Scharbert • Caroline Hartge • Daniel Ableev •
Christina Guirlande • Catharina Boer • Romain John van de Maele •
Margaret Morton Kirk • Gabriele Haefs • Stephan Weidt •
Cornelius van Alsum • Benedikt Ledebur • Franz Hofner •
Ines Hagemeyer • blume (michael johann bauer) • Lea von Berg •
Alexander Brungs • Inge Braeckman • Ralph Dum**

Inhalt von Heft 10 (2016)

editorial	5
Katja Schraml <i>HERR ZELLER UND DER VERLUST DES HUMORS</i>	9
<i>SICH IM JAHRESLAUF VERWANDELN</i> Gedichte von Simone Scharbert, Caroline Hartge und Daniel Ableev	15
<i>FLÄMISCHE UND NIEDERLÄNDISCHE LYRIK</i> übertragen von Romain John van de Maele	19
Gertrud Kolmar <i>WAPPEN VON BALDENBURG</i>	23
<i>WELTWEIT UND ÜBERPARTEILICH</i> Interview mit der schottischen Heroldin Elizabeth Roads	25
Gertrud Kolmar <i>WAPPEN VON KÖNIGSWALDE</i>	27
Margaret Morton Kirk <i>DAS LIED DER SEEHUNDE</i> aus dem Englischen übertragen von Gabriele Haefs	29
<i>DIE FRAU AUS DEM MEER</i> Traditionelles irisches Lied, aus dem Gälischen übertragen von Gabriele Haefs	34
Caroline Hartge <i>DREI GEDICHTE</i>	35
Stephan Weidt <i>IRDISCH, HIMMLISCH, HISTORISCH</i> Der baltendeutsche Autor Werner Bergengruen war beispielhaft für seine Zeit	37
themenschwerpunkt Don Quijote und seine Verwandten	
äquatoriale bibliothek	
<i>JAKOB WASSERMANN: CHRISTOPH COLUMBUS. DER DON QUICHOTE DES OZEANS</i> besprochen von Cornelius van Alsum	41
<i>DIE AKADEMIKER VON ARGAMASILLITA AUF LEBEN UND TOD DES MANNHAFTEN DON QUIJOTE VON DER MANCHA</i> Gedichte von Benedikt Ledebur, Franz Hofner, Ines Hagemeyer und blume (michael johann bauer)	43
Alonso Fernández de Avellaneda <i>AUS DER VORREDE ZUM „FALSCHEN DON QUIJOTE“</i>	47

Francisco de Quevedo <i>DAS TESTAMENT DES DON QUIJOTE</i> aus dem Spanischen übertragen von Ines Hagemeyer	49
Lea von Berg <i>EIN DEUTSCHER URAHN DON QUIJOTES?</i>	53
Alexander Brungs <i>DER DON QUIJOTE AUS DEM BALTIKUM</i> Eine Erinnerung an Werner Bergengruens <i>letzten Rittmeister</i>	57
Inge Braeckman <i>DULCINEA, DULCINEA</i> aus dem Flämischen übertragen von Ralph Dum	61
Simone Scharbert <i>DULCINEA, FÜNF SIEBEN EINS</i>	63
die böe zum schluß	64

Heft 11 der [kalmenzone](#) erscheint im Frühjahr 2017.
Themenschwerpunkt: Vor dem Ausbruch.

La grandeza de Don Quijote es que supo ser pobre y ser vencido. Es sei die Größe Don Quijotes, schreibt Miguel de Unamuno, daß er es verstand, arm zu sein und besiegt (Miguel de Unamuno, *Obras completas IV: La raza y la lengua*, Madrid: Escelicer 1968, S. 1369). Der im Oktober 1914 veröffentlichte Essay *Uebermensch*, aus dem dieses Zitat stammt, ist durchaus nicht frei von Polemik und drückt Unamunos Abneigung gegen das, was er als deutsche Geistesart erkannt zu haben glaubte, deutlich aus. Unmittelbar voran geht die Sentenz, das Furchtbarste, das einem Volk widerfahren könne, sei, nicht auch auf die Niederlage vorbereitet zu sein. Bekanntlich sprach sich der große Gelehrte und Schriftsteller nachdrücklich gegen die spanische Neutralität im Ersten Weltkrieg aus und teilte keineswegs die Sympathien vieler seiner Landsleute mit dem Deutschen Reich. So zeitgebunden die zitierte Würdigung Don Quijotes auch ist, sie verweist dennoch auf mehrere Aspekte, die den Herausgeber bei der Zusammenstellung dieses zehnten Heftes der **kalmenzone** geleitet haben.

Einen Quijote-Themenschwerpunkt hatte er schon seit längerem im Sinn, unabhängig übrigens von Anniversarien wie dem diesjährigen 400. Todestag des Miguel de Cervantes Saavedra († 22. April 1616). Eher als diese haben ihn die enorme Wirkungsgeschichte des Werkes und, damit zusammenhängend, die ausgeprägten Identifikationsmöglichkeiten angezogen, die der Roman in seinem Antihelden und in manchen weiteren Figuren bietet; kurz gesagt: Don Quijote und seine Verwandten. Für beide Aspekte ist übrigens Don Miguel de Unamuno Kronzeuge. Man denke an seine Aneignung des Quijote-Stoffs in *Vida de Don Quijote y Sancho* (1905); man denke aber auch an das von Antonio Machado für eben dieses Buch verfaßte Gedicht, in dem er Unamuno mit dem „guten Manchaner“ vergleicht.

Von vornherein war klar, daß die Wirkungsgeschichte des *Quijote* im Rahmen dieses Heftes nur in enger Auswahl thematisiert werden könnte. Das war freilich auch schon bei früheren Themen so, und wiederum hat die nötige Selbstbeschränkung wohl das Ihre dazu beigetragen, unvermutete und aufschlußreiche Kombinationen herzustellen: wiederum auch über die Grenze zwischen freiem und Schwerpunktteil hinweg.

Einer anderen Selbstbeschränkung galt es dagegen geradezu ritterlich entgegenzutreten – nämlich der übermäßigen Fokussierung der Mitwirkenden auf das allseits bekannte Motiv des Windmühlkampfes. Wenngleich sich schon seit einer Weile abzeichnete, daß das 400. Todesjahr des Dichters hierzulande eine vergleichsweise geringe Resonanz haben würde, sollte der Themenschwerpunkt des Heftes nicht einfach Don Quijote gewidmet sein: Dies hätte absehbarerweise bedeutet, ein Heft voller Windmühlengeschichten, -gedichte und -bilder herauszubringen – oder diese Einseitigkeit nachträglich und mühsam auszubessern. Also auch deshalb: Don Quijote und seine Verwandten. Selbstverständlich haben die Windmühlen ihren Platz im Heft gefunden, und der Hrsg. glaubt sagen zu dürfen, daß diese Beiträge des frischen Windes nicht ermangeln! Riesen waren die Mühlen jedoch bekanntlich nicht, weshalb sie sich mit einer geringeren als der üblich gewordenen Omni-Präsenz bescheiden müssen.

Wie immer man sich nämlich die Dominanz des Windmühlkampfes in der heutigen Wahrnehmung erklärt: ob mit der besonderen Anschaulichkeit des Vorgangs, ob mit dessen komfortabler Fundstelle weit vorne in dem doch sehr umfangreichen Werk oder mit dem faszinierenden Gegensatz zwischen dem ritterlich-unzeitgemäßen Menschen und der unbeugsamen Maschine – diese Dominanz wird Cervantes' *opus magnum* letztlich nicht gerecht. Bei ihm tritt das Windmühlmotiv hinter anderen Begebenheiten zurück; ganz zu schweigen davon, daß der Witz und Einfallsreichtum des Romans in dessen zweitem Buch noch viel mehr funkelt als im ersten. Man vergegenwärtige sich etwa das 72. Kapitel, Don Quijotes und Sanchos Begegnung mit Don Álvaro Tarfe, in welchem das für den zweiten Teil so charakteristische metafiktionale Spiel auf die Spitze getrieben wird. Wer es als Leser bis dorthin geschafft hat, wird vielleicht doch etwas höhere Ansprüche stellen an eine gelungene Anverwandlung des Windmühlmotivs: umso mehr, weil dessen Aktualisierungen und vermeintliche Variationen sich ihrerseits

inzwischen wiederholen, der Kampf eines geistig verwirrten oder jedenfalls irgendwie irgeleiteteten Zeitgenossen gegen Windkraftanlagen keine Originalität mehr beanspruchen kann, sei es in Kriminalhörspielen oder Comics ...

Der Hrsg. dankt allen Autorinnen und Autoren, Übersetzerinnen und Übersetzern sowie dem Bildkünstler Hagen Klennert für ihre Mitwirkung. Elizabeth Roads, Snawdoun Herald of Arms, Lyon Clerk and Keeper of the Records (Edinburgh), stand freundlicherweise mit Geduld und Auskunftsbereitschaft für ein schriftliches Interview zur Verfügung. Bei Sven Laser bedankt der Hrsg. sich für gute Wanderkameradschaft und logistische Unterstützung: Der bewußt stilbrüchige Lanzenersatz im Titelfoto, angelehnt an eine Hausattrappe des früheren Eifeldorfes und nachmaligen Truppenübungsplatzes Wollseifen, gibt davon Kunde.

Bonn, 30. Oktober 2016

Cornelius van Alsum

12



Katja Schraml

HERR ZELLER UND DER VERLUST DES HUMORS

„Einer der seltenen Augenblicke, da du zu wissen glaubst, wovon zu reden und wovon zu schweigen wäre und auf welche Weise.“
Christa Wolf, Kindheitsmuster

Herr Zeller sitzt in der Küche, Kaffee in der Rechten, Zeitung in der Linken, mit offenem Munde starrt er ins Weite.

Wie lang sitzt er jetzt da?

Wie lange saß er schon so, als ihm auffiel, dass er da hockt + maulaffenfeil stiert?

Hatte er sich vorhin nicht noch einzwei Gedanken gemacht aus_gedacht zu einem Artikel? Da war doch gerade was Klug Komisch Kurioses durch die Nervenzellen geblitzt – wo war es denn jetzt?

Herr Zeller lässt die Zeitung sinken, greift nach seinem Notizbuch – doch statt des genialen Ein-falls, der eben noch esprialigetisch aufflammen wollte, notiert er nur: Mittwoch, 27. Mai 2015, 8:23 Uhr. Humorverlust. Mit 1 Ruck reißt er die Seite heraus + klebt sie mit zweidrei langen durch_sichtigen K_lebe_streifen über all die Post- Theater- Erinnerungskarten über dem Küchentisch an der Wand.

Dann lässt er sich zurück in den Stuhl und den Blick durchs Fenster fallen, der Himmel draußen gähnt grau in sich geschlossen vorbei.

Was ist denn passiert?

Wie kommt man da_hinter? Um_schiffen auf Um_wegen, ins Schlafzimmer flüchten, ins Innere hinein. Zum Nach_denken immer hinlegen, waagerecht läuft der Fluss der Imagination besser, als wenn man lotrecht steht oder abgeknickt sitzt. So liegt er da, geschlossenen Auges, wirft Gedankenbilder ruckartig an die Decke wie 1 alter Projektor. Wie auf Kommando rattert die Erinnerung los, kaum ist die Wahrnehmung ausgeschaltet, irrt das rastlose Denken im Kopf umher und sucht in allen Winkeln nach Erfahrungen, die jetzt wieder durchexerziert werden können.

Da er_steht auf: der Vater, natürlich, als erstes. Der Ernst in Person, dem nie 1 Lächeln das Gesicht außer Kontrolle zog, auf dessen schmal verschlossenes Lippenbändchen der Reim perfekt passend hinaufgeschneidert: Der Zeller geht zum Lachen in den Keller. So sagte die Mutter tagsüber vergnügt, wenn der Mann aus dem Haus. Kaum war er zuhause, wurde geschwiegen oder was ernsthaft besprochen. Was auch immer dem Vater Zeller Schwierig Schwierig Schlimm Schadhafes widerfahren sein musste: er duldet kein Gelächter in seinem Haus, das ver_miss_gönnte er den ändern wie sich selbst das Leben.

Schwierig für das unbekümmerte Kind, den von welcher Natur auch immer her_ausgelassenen Sohn. Das hätte man gleich bei der Geburt richten sollen, mit der Nabelschnur abbinden weg-schneiden. Später hat mans nicht mehr rausgekriegt.

Die Mutter nur aus Schutz. Lass das nicht den Vater hören, sagte sie, wenn der Sohn sich 1 Spaß aus der Legokiste herausnahm. Der Vater mag das nicht. Grinsgrins. Trotz ihrer Warnung hat er zweidreimal versucht, den Vater in die eigene Vergnügtheit einzubeziehen. Doch der kommentierte kurzündig kurzerhand. Aus Disziplin Ehrgeiz Verantwortung was weiß ich. Mit den Steinen umgeworfen + zerschlagen.

Erst auf dem Sterbebett entglitt dem Alten der Hauch des Lächelns, geschafft, stöhnte er, dann bäumte der Leib sich auf + fiel zurück. Vorbei. Da lag der Vater tot da.

Die Mutter reagierte darauf mit heillosem Ge_. Gekreische Gelache Geweine, je nachdem + alles zugleich. Die musste die letzten Monate mit Medikamenten behandelt werden, die ihr 1 gleich-mäßige Ruhe verschafften. Dafür lächelte sie nun die ganze Zeit, saß täglich auf dem Balkon, schaute den Menschen zu oder sann ins Blaue hinein. Brauchst du was? Nein, ich bin okay. Lächellächel. Dann war auch sie tot.

Herr Zeller reißt schnaufend die Decke herunter, so dick + schwer ist die Luft im Zimmer, er muss raus, hinaus auf den Balkon – da ist es ganz frisch.
Dass einem so was überhaupt passieren kann, Humorverlust. Gerade ihm, Zeller Kari_katur_labor – Humor Humoris. Lateinisch Feuchtigkeit/Flüssigkeit/Scherz. Der Ein_klang der Säfte.
Nein, wenn der Vater es schon nicht geschafft hatte, ihm den Witz herauszuprügeln: wie hätte er ihn da so achtlos verlieren sollen? Angestrengt Kopf auf die Brust sucht der Herr Zeller nach anderen Verantwortlichen.

Samuel Beckett: Das letzte Band! Herr Zeller eilt in die Küche, wo der Humorverlust blassschief über den Erinnerungsbildern klebt, und greift Stück für Stück die schwarzweißen Daten ab – da hängt sie – Klaus Maria Brandauer im Berliner Ensemble. 21.05.2015. 20 Uhr. Herr Zeller reißt die zerknitterte eingerissene Karte aus dem durch_sichtigen Klebestreifenrahmen heraus und schleuft ins Wohnzimmer, setzt sich aufs Sofa.

Der Frühling will nicht so recht dieses Jahr, versteckt sich hinter Schauerwolken + Kältetiefs. Sorgfältig gleichmäßig schlägt Herr Zeller 1 Woldecke über Bauch + Beine. So geht er die Vorstellung zurück.

Herr Brandauer auf der Bühne. 1 Clown, der das Publikum strapazierte ohne Worte. Saß einfach da, stand schlicht herum, Hände auf dem Rücken, Banane im Mund, seufzte + aß. Die Zuschauer reckten sich unruhig auf ihren Sesseln. Flüstern Wispern Räuspern. Darf man jetzt lachen? Warum geht das Licht nicht aus? Minute auf Minute erzeugte das Schweigen stickige Spannung, jede Bewegung wurde raunend begleitet, es schwitzte + dampfte die Heiterkeit, wölkte sich unter dem Deckengewölbe und kam nicht hinaus.

Husthust im Parterre. Herr Brandauer auf der Bühne zurück. Husthust. Verhaltenes Kichern, vereinzeltes Schmunzeln, höhö. Das dauerte immer länger. Man ersehnte den 1 großen Schlag, der es ermöglicht, endlich laut lachend alles wegzuklatschen. Man erwartete den Höhepunkt = die Explosion, die Freisetzung der aufgestauten potentiellen Euphorie.

Aber er kam nicht. Stattdessen brach Brandauer alias Krapp choleric aus, begann zu randalieren, warf die Tonbänder auf den Boden, blecherne Schachteln krachten auf die Dielen, die Heiterkeit implodierte, fiel in sich zusammen wie 1 leerer feuchter Sack, die Menge verstummte. Als Krapp die Bühne verließ, um dahinter schön den Genuss 1 Getränks zu vertonen, fing man an, zu tuscheln.

Herrn Zeller gefiel die Vorstellung. Ihm gefiel sie von Anfang bis Ende. Er liebt auch das Stück. Das Drama des alten Mannes, der sich am Ende selbst zum Clown wird, wenn er all seinen sinnstiftend gedachten Lebensinhalt mit dem letzten Band verwirft in Anhörung der vergangenen, scheinbar einzigen menschlichen Begegnung, der liebenden Bewegung.

In die Vorstellung mischte sich die Erinnerung an 1 Aufführung an der Schaubühne. Hinter Brandauer schimmerte Josef Bierbichler durch, und Herr Zeller blinzelte sich durch die beiden Bänder. Tragisch kostümiert + Lasten tragend alle zwei. Der eine schwer die alte Kraft über die Bühne schleppend, der andere atemlos das alte Bild über die Bretter zerrend. Große alte Männer meisterhaft grandios geniale Stücke spielend. Berührend + beeindruckend.

Herr Zeller saß an diesem Abend im Parkett weit hinten – zu weit vom Bühnengeschehen entfernt, um Gestik oder Mimik gut sehen bis deuten zu können. Wenn die vorderen Reihen wieder murmelten, blieben die hinteren ratlos zurück: Hat er was gemacht? Hat er irgendwie geschaut? Manche Schauspieler können sehr gut kucken.

Drei Sitze weiter flüsterte 1 Mann andauernd seiner Nachbarin was zu. Selbst als Herr Zeller pscht sst hmhm machte, störte das den überhaupt nicht. Je länger Krapp atemlose Faxen zog, je weiter der Saal ins Dunkel glitt, desto lauter wurde das Hintergrundrauschen. Als Krapp erneut hinter dem Vorhang verschwand, gab der Herr mit jedem Wort sicherer im Tonfall werdend seine Meinung über das Stück und die künstlerische Leistung des Schauspielers im Speziellen (Krapp) + (Mephisto Hamlet Jedermann) im Allgemeinen Preis. Herr Zeller hätte am liebsten laut gerufen.

Schnauze/Ruhe/Hau ab. Irgendwas, nur, damit dieses Gezische Getuschel Getratsche aufhöre. Zu seiner Erleichterung zog Brandauer mit dem Wieder_Erscheinen alle Aufmerksamkeit zurück auf die Bühne: jetzt passiert was. Krapp schlug das Wort Wittigtum im Lexikon nach.

Vielleicht sollte man das letzte Band nur sehen, wenn man es gelesen hat. Vielleicht sollte man überhaupt nur Stücke sehen, die man kennt + mag, die Schauspieler dazu. Vielleicht sollte man nur ins Theater gehen, wenn alles rundherum stimmt, damit man nicht komisch überrascht wird. Um keine Erwartungen unerfüllt zu lassen. Elftes Gebot: O Publico! Du sollst vor neben unter der Bühne nicht ratschen!

Vielleicht war es da passiert. Inmitten der Masse von Menschen, die es nicht aushielt, es auszuhalten. Die hat ihm ins Gehirn gelangt und drin rumgepfuscht. Humor raus, Tumor rein. Herr Zeller bekam Kopfschmerzen. Am Ende saß er unter all dem Klatschen Nicken Lachen auf seinem weich gefedert gepolsterten Stuhl und starrte erschöpft auf seine Hände, die so schwer waren wie Zementsäcke – er konnte sie nicht mehr heben.

Herr Zeller fröstelt. Er legt die Beine hoch, mümmelt sich in die Decke, die Nase ist schon ganz kalt.

Die Welt selber hat keinen Humor, denkt der Herr Zeller, die ist nicht lustig. Deshalb ist sie ständig auf der Suche nach geistigem Pläsier, spannt sich den Spaßmacher vor den intellektuellen Karren, auf dass er sie zum Höhepunkt galoppiere, dorthin, wo die Assoziation zweier neutraler Informationen den gaudischen Funkenschlag zünde, wo die Welt sich amüsiert verlost.

Die Masse braucht + saugt. Schenkelklopfer Lacherkracher Comedy am Band. Immer schneller leichter grenzenlos. Fast Food Fun. Infinite Jest, schreibt Wallace. Unendlicher Spaß. Improvisiert oder einstudiert – einerlei. Kabarettisten Komiker Clowns werden hintereinanderweg durch die Kanäle geschleust, heiterkeitsreif auf der Bühne zum Auslachen serviert. 1 Lacher pro Minute ist zu wenig. Das muss Schlag auf Schlag. Keine komplizierten Spannungsbögen, in deren logisch langwierigen Aufbauten der Zuhörer verweilend sich verirrt, sondern knackigkurz, einfach pointiert. Lustig halt. Gegensätze gehen gut. Und immer viel Interjektionen. Und ich so: Hallo? Haha. Der Nächste.

So kann man überleben. Über den trostlos grauen Alltagsschmerz mit Scherz hinweggeschleift, die grauenerregende Gesellschaftspolitik mit Ironie kultiviert, die unerträgliche Wirklichkeit mit Zynismus in den Kehricht gekehrt. Für die Kanalisation der Ängste + Triebe, für die Kompensation des schlechten Gewissens, für die Kameradschaft im Glauben an 1 anderes Sein-Können des Menschen, was auch immer. Nur wird es jetzt nicht mehr lang eingespeichelt wie trocken Brot, das enzymbeladen geschluckt + lange verdaut werden muss. Das wird angeleckt begossen leicht bekömmlich im Mund geschwenkt wieder ausgespien, damit 1 Wahrheit, die immer hinter dem Witz noch lauert, nicht auf den Magen drückt oder die Gedärme verstopft. Nicht drüber nachdenken wirken lassen begreifen. Anlangen anfassen bloß nicht.

Bis die Aufklärer am Ende selbst mit ihren Sarkasmen im Sande verlaufen oder im Pathos versumpfen, bis sie lautlos leer aufgeben, in Rente gehen, während ihr funkelnder Esprit in den hintersten feuchten Kellerecken des Massenvernichtungsverstandes vermodert.

Auch diese Decke wirft Herr Zeller weg, springt auf. Das kann doch nicht sein! Humorverlust, so 1 Schmarrn! Er muss jetzt einfach was arbeiten! Heute ist doch Abgabe für die Wochenzeitung!

Jeden Donnerstag erscheint 1 seiner Karikaturen im regionalen Wochenblatt. Der Auftrag ist einer der letzten, der Herrn Zeller geblieben ist, seit dem langsamen Versinken des Karikaturgewerbes im Meer der Entrüstung.

Früher konnte Herr Zeller einreichen, was er wollte. Schick, was du meinst, sagte der Redaktionsleiter beim Wochenendbier. Wann begann die Zensur? Als der Zeichner Nekschot wegen seiner Mohammed-Karikaturen angegriffen + verhaftet wurde? Sieben Jahre ist das jetzt her. Die ganzen Proteste damals. Seitdem wurde die Redaktionsleitung ausgetauscht und man verlangte auf einmal 2 Zeichnungen: zur Auswahl. So 1 Witz, so aktuell wie die Themen gewollt werden – was soll er da mit der anderen machen?

Auf dem ungeheuren unbeschriebenen Stoß weißer Blätter auf Herrn Zellers Schreibtisch liegt 1 dünnes liniertes Papier, da hat er die Themenauswahl gestern notiert. Was bis Dienstag um zwölf auf der Nachrichtenseite erscheint, wird während der nächsten 24 Stunden krea_tief ausgelotet. Alles danach kann nicht mehr berücksichtigt werden. Mit all dem Schwall von Nachrichtenflut Katastrophenticker Live-Übertragung kommt man sonst nicht hinterher.

Mittwoch um zwölf ist Abgabetermin. Die Armbanduhr sagt: Ja, genau, keine drei Stunden mehr.

Den Stuhl zurechtrückend setzt sich Herr Zeller an seinen Arbeitsplatz, studiert das Potential. 15 Meldungen stehen da. Einige davon hat er schon durchgestrichen aussortiert, darunter CDU/Homo-Ehe und Griechenland/ESM - weg; das macht jeder. Unwetter/Mexiko und Altenheimbrand/China: weg, zu weit weg. Amazon + theoretische Steuerzahlung: Sternchen, das hieß: vielleicht. Amazon gab immer was her. Fußball interessierte ihn nicht. Was noch?

Mittlerweile muss Herr Zeller 3 Karikaturen einreichen, die neue Ressortleiterin will das so, die haben da wohl Strukturen verändert, sagt der Praktikant, der jetzt Angebote einholen soll. 3 Zeichnungen! Natürlich: Der Anschlag auf Charlie Hebdo – der Höhepunkt der Tragikomödie. Jetzt geht auch noch einer der letzten überlebenden Zeichner: „Jeder Redaktionsschluss ist Folter“. In der Woche nach den Morden hatte Herr Zeller 2 Karikaturen mit Papst eingereicht – 1 zu dessen Aussagen über Religionssatire und 1 zu der „Katholisch, aber keine Kaninchen“-These. Ab sofort hieß es: 3 Zeichnungen! Seitdem gibt der Herr Zeller schon rein aus Protest immer 1 Papst-Karikatur ab. Was glaubten die nur alle? Je mehr man so zensierte, desto mehr musste produziert werden. Je vorsichtiger das Abgedruckte sein sollte, desto wütender pinselte der Herr Zeller die Figurenverrisse. In der Papstwoche damals gab es keine Religionssatire in der Wochenzeitung. Bevorzugt wurde 1 Kollege, der etwas zu Frau Merkel vorlegte. Das geht ja wohl immer. Frauen in der Politik. Haha. Quotenlacher.

Herr Zeller starrt auf den Notizzettel. Gleich dreimal steht da der G7-Gipfel in Elmau: „Ausnahmestand in der Idylle“; „Mit Grenzkontrollen gegen Randalierer“; „Garmisch verbietet Protestcamp“. G7. GG. Das muss doch was gehen. Da kommt er gar nicht drumrum. Er pinnt den Zettel an die Wand und zieht 1 frischen Papierbogen hervor, legt ihn zurecht – und schon starrt er ins tiefe unendliche Weiß, selbst der Stift hat Angst und tropft aus unruhiger Hand Flecken aufs Blatt, denen kann man beim langsamen Eintrocknen zusehen. Herr Zeller seufzt. Hatte er gestern nicht 1 Anfang von Einfall?

Hoffnungsvoll durchstreunt er den zweiten Stapel voller angefangener Skizzen: halbe Witze, schnöde Ideen, die irgendwann schöne Späße werden sollten.

Mit viel Aufwand + Zeit + Nachdenken bringt Herr Zeller beides zusammen: 1 Bild + 1 Satz: die Verbindung zwischen beiden steht da nicht Schwarz auf Weiß, sie liegt im Kopf des Betrachters: der muss die Zeit sich nehmen, muss interpretieren, auffassen befassen anfassen. Dieser Witz entsteht im nach_denkenden Hirn.

Bis zum Grund wühlt Herr Zeller sich durch den Haufen, linksrechts fliegen die Bögen jetzt auf + nieder, wie 1 Eisbrecher durchpflügt er Blöcke + Mappen, immer hektischer reißt er die Ordnung entzwei, verwandelt Unberührtes wie Zugeschmiertes in schwarzweißes Schnitzelmeer.

Da! Tatsächlich. Mittendrin: G7.

1 Kuh auf der Alm zwischen Protestcamp + Luxushotel. Sie lässt gerade 1 Fladen fallen, während sie auf 1 Blume kät. Er wollte irgendwas machen wie mit dem Stier Ferdinand, aber es fiel ihm nichts ein. 1 Protestler, der versucht, die Kuh wegzuschieben, weil sie der Demo im Weg steht? Oder 1 Herde Kühe, die das Hotel bewacht, und irgendein Satz mit Bullen? Oder war das wieder zu platt?

Er schiebt das Papier wieder weg und nimmt sich erneut das Notizblatt vor. Zwei Meldungen sind noch übrig:

„10:45 Uhr – Bahn erwägt Kauf von chinesischen Zügen“

„10:57 Uhr – Von der Leyen in Indien: Zu Besuch beim größten Waffenkäufer“

Herr Zeller schiebt sich den Stift in den Mund und kaut seine Zähne ins Holz, versucht sich 1 Bild zu machen.

Vielleicht von der Leyen und die Bahn zusammen, Export vs. Import: von der Leyen mit dem Bahnchef Grube am Flughafen, er 1 Koffer, auf dem Import steht, 1 Nudelbox schlüpfend, sie 1 Tasche mit Export drauf, 1 Waffel mampfend: Nudelgleisrüdiger: Na, Frau von der Leyen, wieder mit Hilfsgütern unterwegs? Zwinkerzwinker. Waffelwaffenursel: Haha. Na, wer streikt diesmal? Mensch oder Maschine?

Herr Zeller fährt auf, hetzt in die Küche. Da liegt noch die Zeitung von heute morgen, 8:23 Uhr. Er hebt das Blatt auf sucht die Überschrift, die er zuletzt gelesen. Fifa-Skandal, Blatter, blätterblätter, Kein Streik vorerst, GDL und EVG, blätterblätter, hier:

„Damit sind Flüchtlinge wichtig für die Wirtschaft“. Herr Zeller lässt die Zeitung sinken. Asylsuchende Politischverfolgte + Kriegsvertriebene + Armutentflüchtende als Wirtschaftsfaktor. Wichtig für die Wirtschaft.

Herr Zeller greift wieder nach seinem Notizbuch, reißzahnartig keilen die Reste des Humorverlustblattes aus dem offenen Falz. Schnell blättert er zweidrei Seiten um und wirft dreivier Linien aufs Papier.

Links: 1 Schiff: Kriegsmarine.

Rechts: 1 Schiff: Fährverkehr.

In der Mitte 1 Schiff: Frontex.

Dazwischen schwimmt 1 Mann im Meer, die Arme ausgestreckt.

Frau von der Leyen im Kriegsschiff mit 1 Waffel winkend, der Bahnchef in der Fähre 1 Nudelbox schwenkend, auf dem Frontex-Schiff die Friedenstaube mit 1 EU-Fahne im Schnabel wedelnd.

Bild + Satz im Einklang. Bild + Satz.

Aber Herr Zeller findet keinen Satz.

Der ist weg, der Humor. Aus + vorbei. Gestorben + beerdigt. Humare, humatum. Beerdigen begraben bestatten. Humor humatus est.

Herr Zeller legt den Stift zur Seite und findet sich ab.

Am Ende ist der letzte Witz dann eben: Ohne Worte.

KATJA SCHRAML, geb. 1977 in Bayern, Studium der Neueren deutschen Literatur, Sprachwissenschaft und Soziologie in Würzburg, lebt in Berlin. Im Mai 2015 erschien ihr Debütroman *Josef der Schnitzer Stumpf* im KUUUK-Verlag. Sie bloggt auf www.kaschpar.wordpress.com.



Caspar David Friedrich: Pflanzenstudie mit Baumstamm (1799).
Feder in Grauschwarz, Bleistift.

SICH IM JAHRESLAUF VERWANDELN

Gedichte von Simone Scharbert, Caroline Hartge und Daniel Ableev

Unter dem Titel *O hoher Baum im Ohr!* haben Simone Scharbert, Daniel Ableev, Stephan Weidt, Ulrike Hund sowie der Hrsg. dieser Zeitschrift im Sommer und Herbst dieses Jahres sich zweimal zu einer Soiree bzw. Matinee gegen Baumvandalismus zusammengefunden. Im Rahmen dieser Lesungen mit Musik gelangten u. a. die hier veröffentlichten lyrischen Texte zum Vortrag. Caroline Hartges Gedicht hat der Hrsg. sehr gerne als Ergänzung des vorgetragenen Programms in dieses Heft aufgenommen.

Simone Scharbert: Sumava

du sagst, es ist der wald
ein wohnzimmer ein magisches
mit decken aus dunklen nadeln
die die zeit dicht vernähen
in kleinen schlitzen aus licht
unsere wege masern füße
in helligkeit flechten während
ein wort nach dem andern
im moos stecken bleibt

sage ich, es ist der wald
ein wohnzimmer ein dunkles
in dem wir geschichten verstecken
ohne zu wissen warum oder woher
auf sohlen und mythen balancieren
unter aufschreckenden vögeln nur
einen satz mit steinen markieren
sodass er in die höhe ragt
ein stuhl, eine lehne vielleicht

Barfuß, *unter kiefern*

trockene tage
die dauer in rinden gepresst
jahresringe verflochten in uns
wurzeln unter sohlen

unsere namen verblassen im moor

ich, du, sie, er
fetzen von gestern
kriechen ins waldbett
unter niedrigen kiefern

schalten die dunkelheit ein

Monocyt

auf sohlen, gedankenverklebt, hacke stunden ins holz
unter ästen und zweigen fächert geschlagenes grün auf
in geräusche und farben : streift sich durch münder
oder körper : vibrieren durch gelbgekörntes das ohr
aber tiefgehend im wald lässt sich nicht täuschen

Caroline Hartge

HIER HABEN SIE keine baumschutzordnung, nur ein gesetz.

bäume keinesfalls höher als häuser!
nach 30 Jahren zu kappen (in der höhe in der man
die motorsäge bequem
halten kann)
dann hurtig eine pflanzschale auf den stumpf gestellt
mit rosa begonien und drei primeln drin.

man möchte in schwarz an die hauswände schmieren
HIER WOHT EIN BAUMMÖRDER!

nur keinen baum zu dem sie aufschauen müßten!
es darf nicht so groß sein wollen
so viel dreck arbeit machen
sich im jahreslauf verwandeln
seine zweige im wind bewegen

so furchtbar fremd und eigen sein

pflanz nichts außer fichte
und fälle sie dann
kannst du die einfahrt
endlich pflastern
endlich platz für die neuen käfer vulgo benz
gegen das blendende licht und die störenden blicke:
fensterverhängen!
wozu frische luft einlassen
wozu sonnenlicht
schnurgerade windkanalstraßen die nicht als auswege taugen
kein mensch kein laut mehr autos als bäume
und was!
geht es uns gut. denn
hier kann man so schön

einkaufen

warum seht ihr dann aber alle so aus
als hätte man euch gerade eine runtergehauen

Daniel Ableev: Nonseme

Es schreit der Scheit,
die Gänse glühen,
und aus dem Baum
riechts kaum.

Geist sich wölbt, will fassen, fassen,
Geist will krümmen, kann nicht lassen,
Geist schlägt Wurzel, Geist schlägt Baum:
Geist zu Geist wie Reit zu Zaum.

Ich habe Angst vor jenem Tag,
an dem man („Huch!“) entdeckt,
dass man schon oft (ganz unbewusst)
hat Bäume umgeleckt.

Die Hirne, die ich niemals aß,
die ich von Anfang an vergaß.
Die Bäume, die im Traume standen
und sich wie wilde Würmer wanden.

Die einen wollen Bäume,
die andren Kühe stemmen.
Was will denn Hemm das Monster?
Natürlich Leute hemmen:
Tja, Hemms Interessen sind beschränkt,
darf er hemmen, ist er abgelenkt.
(Währenddessen du ihn hemmen kannst.)

Blanker Horror schleicht um mich,
denn ich bin ein Wälderich.
Wald kriegt schon seit Kindertagen
nix als Fünfen in Betragen.

SIMONE SCHARBERT, 1974 in Bayern geboren, Studium der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft, Philosophie und Politikwissenschaft in Augsburg, München und Wien; Promotion über die Osterweiterung der EU und Visegrád. 2016 Finalistin des „Irseer Pegasus“ sowie Stipendiatin des „Raniser Debüts“; Veröffentlichungen in verschiedenen Magazinen und Literaturzeitschriften, u. a. *entwürfe*, *Krautgarten*, *Signum* und *Konzepte*. – Mehr auf www.simonescharbert.de.

CAROLINE HARTGE, geb. 1966, studierte Anglistik, Hispanistik und Geographie und lebt in Garbsen bei Hannover. Ihre Gedichte erschienen u. a. im *Neuen Conrady* (2000), im *Jahrbuch der Lyrik* (2009ff.) und der *ZEIT* (2013); zuletzt veröffentlichte sie als zehnten Gedichtband *Lose Wolken* (Verlag Peter Engstler, 2012). Sie ist auch als Übersetzerin aus dem Englischen und Literaturwissenschaftlerin tätig. – Mehr auf www.carolinehartge.de.

DANIEL ABLEEV, geb. 1981 in Nowosibirsk, studierte Komparatistik, Anglistik, Amerikanistik und Jura; lebt als freier Seltsamkeitsforscher in Bonn. Veröffentlichungen in Zeitschriften und –Anthologien (u. a. *Jahrbuch der Lyrik* 2009) sowie die Bücher *Wahnsinniggi* und *Alu* (Autumnus Verlag); ausgezeichnet mit dem „KAAS & KAPPES“-Theaterpreis 2011 für *D'Arquette* und dem „15. Irseer Pegasus“ für *Über die Selectronik*. Mithrsg. von *DIE NOVELLE – Zeitschrift für Experimentelles*. – Mehr auf www.wunderticker.com.



FLÄMISCHE UND NIEDERLÄNDISCHE LYRIK übertragen von Romain John van de Maele

Christina Guirlande: Unerfüllter Wunsch

Ein Mal in ihrem Leben hätte sie das Meer sehen wollen
aber so viel Wasser erinnerte an Unheil

Sie hätte das Rauschen der Wogen hören wollen
aber der Wind war beängstigend und brachte sie in Verwirrung

Sie hätte barfuß die Dünen besteigen wollen
aber sie bevorzugte es sich mit ihrer Ansicht zurückzuhalten

Sie hätte wie ein Kind Muscheln sammeln wollen
aber wen konnte sie damit überraschen

Sie hätte den Sonnenuntergang über dem Meer sehen wollen
aber sie sollte vor dem Dunkel heimkehren

Da viele Jahre später für jede Einrede
eine passende Gegenrede gefunden war

hat jemand sie auf eine Reise mitgenommen
und nie zurückbegleitet

CHRISTINA GUIRLANDE, mit bürgerlichem Namen Godelieve de Beule, geb. 1938 bei Dendermonde in Flandern, war Grundschullehrerin und hat Bücher für Kinder und Jugendliche geschrieben. Für die Bücher *Vaarwel, Tonka* (1973) und *Avontuur op de Rietkraag* (1978) wurde sie mit dem „Referendumprijs van de Antwerpse Boekenbeurs“ ausgezeichnet. Seit 1968 sind auch mehrere Gedichtbände von ihr erschienen, z. B. *Triptiek* (1968), *Testament* (1982) und *De herders van Arcadia* (2001).

Durch einen Übermittlungsfehler ist Christina Guirlandes Gedicht in Heft 9 dieser Zeitschrift (S. 73) leider unvollständig veröffentlicht worden. Übersetzer und Hrsg. nutzen gerne die Gelegenheit, diesen Fehler hiermit zu korrigieren.

Catharina Boer: Die Erdäpfelesser

Nuenen 1885

Schweigend haben sie
aus unfruchtbarer Erde
ihr Mahl losgerissen.
Bis zum grauen Abend
ihre beschmutzten Körper
steif gearbeitet.

Jetzt, beim Geruch der Armut
vollziehen bewegende
kartoffelbraune Finger
den täglichen Gang.

Zeit für stille Sprache
aus Holzschnittgesichtern.

Solange es Öl gibt
wirft die behagliche Lampe
einen Schatten hinter sie.

Raben über Kornfeldern

Auvers-sur-Oise 1890

- 'ich habe mich nicht geschämt zu versuchen
Schwermut und die schlimmste Einsamkeit
auszudrücken.'- (Brief 649)

Prometheus, gequält von
kreischenden Raben die
immer wieder hacken
in meine eben genesene Seele, bin ich

gefällt von scharfer Feder,
zergliedert wegen des Orange und Gelb
von Himmelsfeuer und Licht,
versteckt in einer Kornähre.

Lass mich los, zerreiß meine
Handfessel bevor ich gelöscht
für immer verloren bin.

Lass mich weltweit umherstreifen,
Glut über den Feldern sein,
Wind durch wehendes Korn.

Nachtcafe

Arles 1888

- 'in harten Farben rot und grün
um Leidenschaften von Menschen
auszudrücken.'- (Brief 533)

Nacht durch geöffnete Tür,
stürzt er tiefer in sich selbst
zurück zu einem nördlichen Land:
das gleiche, geringe Licht aber
über Bauernhänden.

Hier murmeln zahnlose
Landstreicher über leeren Gläsern.
Widerliche Trinker in Rot
von in Wut geratenem Blut, grün
von Absinth und Verderben.

Ernüchtert beobachtet er,
denkt in Farbe. Geht. Lässt
seufzend eine Münze liegen.

Billard unangerührt, wartendes
Glücksspiel auf Minifeld.
Bild oder Wappen von Glück.

CATHARINA BOER, geb. 1939 in Utrecht, Lyrikerin und Autorin von Kurzprosa und Theaterstücken. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter ihr erster Gedichtband *Ladders van Papier* (1975); zuletzt erschien der Gedichtband *Heuvels en Rivieren* (2010). In *Kraaien Verjagen* (2003) hat sie zusammen mit anderen Lyrikern und bildenden Künstlern das Werk Vincent van Goghs rezipiert.

ROMAIN JOHN VAN DE MAELE, geb. 1948 in Aalst (Belgien). M.A. Kulturwissenschaften (Open Universiteit Nederland, Heerlen), Lyriker, Essayist und Übersetzer. Gedichtsammlungen: u. a. *Dagboek van een paria* (1974) und *Miniaturen voor stem en hand* (1988), *Herfsttij van het verlangen* (2015). Essays: u. a. *Op het spoor van Boon* (1999) und *Cyriel Buysse's plattelandswerelden* (2003). Beiträge in belgischen, niederländischen, dänischen, finnischen und deutschen Literaturzeitschriften.



Putto mit Wappen. Grabfigur aus Marmor
(Venedig, erstes Drittel des 16. Jahrhunderts).

Gertrud Kolmar (1894–1943?)

WAPPEN VON BALDENBURG

*Auf silbernem Grunde ein rotes Hirschgeweih;
auf dem Stirnbein steht zwischen den Stangen ein
blaugekleidetes Kind, das einen goldenen Ball in
der Rechten emporhebt.*

Sie haben den Hirsch geschossen.
Da ward ich blind,
Sah zwischen brennroten Sprossen
Mein liebes Kind,
Mein eigenes Kind,
Das die große Welt,
Funkelnde Kugel,
In Händen hält.

Aus den verwundeten Stangen
Blutete Licht.
Ich bin ihnen nachgegangen
Und fand sie nicht.
Meine Freuden hätte ich gern
Über sie hingestreift,
Daß sie nicht wehetun,
Wenn mein Kind sie greift.

Aller Dinge Mächte
Bröckeln schon;
Das Buch verbrennen Knechte,
Zerhaun den Thron.
Ohne Schatten wächst
Der hörnerne Baum,
Hat nicht Reich noch Recht,
Ist Erdenflaum.

Ihr aber habt ihn geschlagen
Mit Wicht und Schratt,
Der mir das Kind getragen,
Ein blaues Blatt.
Wer lud euer Rohr,
Hat den Stahl geschärft,
Will, daß ihr dies Waldtier
Der Mutter ins Antlitz werft?

Auch ich mag tosen und schreien,
Wo Märkte sind;
Ist da dein Verzeihen,
Du liebes Kind?
Mein liebes Kind.
Was wird Werk und Welt,
Wenn aus deinen Händen
Der goldene Himmel fällt?

Benutzte Textausgabe: Gertrud Kolmar, *Das lyrische Werk. Gedichte 1927–1937*, hrsg. von Regina Nörtemann, Göttingen 2003, S. 24f. Das Gedicht stammt aus dem im Winter 1927/28 entstandenen Zyklus *Das Preußische Wappenbuch*. Kolmars vielschichtige Wappengedichte wurden angeregt durch Sammelbilder der Firma Kaffee HAG, welche Städtewappen und deren heraldische Beschreibungen zeigten. Letztere gingen auf den Heraldiker Otto Hupp zurück, wurden jedoch von Gertrud Kolmar überarbeitet. Vgl. dazu Annegret Schumann, *„Bilderrätsel“ statt Heimatlyrik. Bild und Identität in Gertrud Kolmars Gedichtsammlung Das Preußische Wappenbuch*, München 2002, hier S. 16f. Zur Thematik des Kindsverlustes und überhaupt zu Gertrud Kolmars Biographie verweist der Hrsg. auf seinen Aufsatz in Heft 7 (2015) dieser Zeitschrift, S. 23–30.



Putto mit Wappen. Grabfigur aus Marmor
(Venedig, erstes Drittel des 16. Jahrhunderts).

WELTWEIT UND ÜBERPARTEILICH

13 Fragen an Elizabeth Roads, Snawdoun Herald of Arms, Lyon Clerk and Keeper of the Records (Edinburgh)

Daß die Heraldik im Vereinigten Königreich nach wie vor einen großen Stellenwert hat, paßt zur landläufigen Wahrnehmung Großbritanniens. Hierzulande dürfte jedoch den wenigsten bekannt sein, daß der oberste Herald Schottlands, der Lord Lyon King of Arms, immer noch eigene strafrechtliche Befugnisse hat und auch darüber hinaus wichtige staatliche Aufgaben wahrnimmt. Was lag näher, als mit einer Vertreterin seiner Behörde über die Aktualität der Heraldik zu sprechen? Der Hrsg. dieser Zeitschrift hat das Interview mit Elizabeth Roads im Juli 2016 schriftlich geführt.

Mrs Roads, of how many people does the staff of the Court of the Lord Lyon consist, i. e. are there also scientific assistants, or other staff members, besides the Officers of Arms and the Procurator Fiscal?

The staff consists of the Lord Lyon King of Arms (part-time), the Lyon Clerk (full-time), and one or two administrative staff members. We also have 6 self-employed artists and calligraphers. The Officers of Arms do not form part of the staff of the office. The Procurator-Fiscal and Lyon Macer also do not form part of the staff but the Procurator-Fiscal might appear as a prosecutor in court. *At an average, how many times p. a. does the Court act as a tribunal, especially in matters of penal law?*

The Court sits very rarely as an open court as the vast majority of judicial cases are unopposed and heard in chambers.

According to your personal experience, is heraldic knowledge in decline, especially among younger people, or is there a particular situation in the UK and perhaps even more in Scotland, due to clan tradition?

There is a fairly constant interest in heraldry across the world and I have not seen significant rises or falls in interest.

Would you however agree that knowledge about ceremonies and about things related to them decreases? As you will certainly remember, in 2012, the year of the Diamond Jubilee, the BBC was harshly criticized for having used the style of Royal Highness instead of Majesty referring to the Queen. I suppose some decades ago no BBC journalist would have committed such an error ...

I would not say that knowledge or interest in ceremonial matters has decreased. There were certainly significant crowds to be seen in Edinburgh last week during events at-

tended by The Queen. I do not think you could suggest that a slip of the tongue or lack of finesse is because of a lack of knowledge, although perhaps of preparation.

To be an Officer of Arms is beyond doubt a very honourable duty. Nonetheless, is there already a shortage of candidates or do you expect it in the future?

In Scotland with the exception of the present Snawdoun Herald who is also Lyon Clerk none of the Officers of Arms is a full-time herald and they all follow other occupations. I do not particularly see a shortage of candidates in Scotland but one cannot predict the future.

In a few words, what are the essential qualifications that an Officer of Arms needs?

Each Officer of Arms will have their own particular interests but clearly a sound knowledge and understanding of heraldry and its uses over the centuries is important. Some, however, may have a greater interest in a particular aspect of the use of heraldry or in certain areas or types of heraldry. An interest in genealogy and history of art, together with in Scotland, an understanding of the legal points of heraldry are all useful.

Is there criticism of heraldry in its institutionalised form, in Scotland or in other parts of the UK?

While some may criticise the legal controls held by the Lord Lyon I am not aware of criticism of the institution of heraldry within the UK.

I hope you do not mind the following question, which certainly reflects my point of view "from outside": What is the attitude of SNP politicians and adherents towards the Court of the Lord Lyon, given its strong relationship with the British monarchy? Is there any such attitude, or is it no matter of discussion?

The Court of the Lord Lyon is one of the minor courts of Scotland, with appeal to the Court of Session and ultimately the Supreme Court. So far as I am aware all politicians support the rule of law. If you have in mind the Officers of Arms, who are not members of the Court, they appear, as they did last Saturday, at the Opening Session of the Scottish Parliament.

Has Scottish nationalism perhaps even led to a stronger interest in heraldry?

There is an interest in heraldry across all political and social groups and I would not expect the promotion of one political ideal to affect an interest in history, genealogy or heraldry.

Should heraldry – once again in its institutionalised form – be reformed in any regard? (This might also mean restoration, not necessarily modernisation.)

The present system of heraldry, both administrative and judicial, works well in Scotland and while the law may be changed the underlying system is efficient and practical.

Nowadays, what are the greatest threats to heraldic tradition, in Scotland and beyond?

As the interest in genealogical research grows I would not anticipate a direct threat to heraldic tradition in Scotland or elsewhere.

What might be the reasons for that growing interest in genealogical research?

I think one of the major reasons for an apparently growing interest is due to more accessible means of searching meaning that it is possible for everyone to carry out their own research rather than rely on professional genealogists. With so many sources now available on-line it is practical for everyone to search into their genealogical roots. In the past this could really only be done by physically looking at the original records.

What can be the social function or the services rendered by heraldry to present-day Western societies, given heraldry's classical function as a form of communication between noblemen, and its relationship with chivalry?

Heraldry has long moved away from a form of communication between noblemen or having a direct link to chivalry and individuals and organisations across Scotland from and representing many backgrounds and different interests seek to be granted arms by the Lord Lyon. In countries with no heraldic authority it may be more difficult to separate the modern interest in heraldry with its chivalric and social roots but that view does not hold in a country with an active heraldic organisation.

Thank you very much.

Weitere Informationen zum Court of the Lord Lyon: http://www.lyon-court.com/lordlyon/CCC_FirstPage.jsp.

Gertrud Kolmar (1894–1943?)

WAPPEN VON KÖNIGSWALDE

*Auf Silbergrund eine nackte, gekrönte, goldhaarige
Jungfrau zwischen zwei grünen Tannen, die sie mit
Händen hält.*

Manche verhüllen sich mit Mänteln tropfenblau,
Andere entdecken sich aus Tüchern feuerrot;
Rinnen die blauen über mich, bin ich tot,
Lohen die roten von mir, werde ich Frau.
Und ich warte.

Meine Füße gehn nackt und so rasch durch Tannadeln und Moos,
Daß ein finsternes Schwein in den kleinen Augen erschrickt,
Daß die Rehmutter zittert, die mich am Mittag erblickt:
Zehen rollen als zarte, spielende Schlangen sich los
Und züngeln zu Quellen.

Mir schmiedete goldenes Haar eine Unterweltsnacht,
Elben mit Krötenfingern haben die Ringel gefeilt,
Lieblich ist meine Stirn, die Gebreste heilt,
Der Mund eine duftende Frucht, die reift und lacht.
Und die blutet.

Und meine Krone – wer kommt, der sie raubt? –
Und meine Krone wird von Nattersteinen begleitet.
Ich küsse die harte Hand, die sie niederreißt,
Daß eine schönere neue mir baue ums Haupt
Buntes Gemäuer.

Am Abend, wenn die jungen Männer in Dörfer gehn,
Stehe ich an der Waldschneise, schreie wie Häher, schweig'.
Sie wandern zu Mädchen. Bisweilen kehrt einer unters Gezweig,
Sehr verwunderten, glänzenden Auges mich anzusehn. –
Und zu bleiben.

Benutzte Textausgabe: Gertrud Kolmar, *Das lyrische Werk. Gedichte 1927–1937*, hrsg. von Regina Nörtemann, Göttingen 2003, S. 34f. Auch dieses Gedicht stammt aus dem *Preußischen Wappenbuch* (vgl. oben S. 23f.).



Moritz von Schwind: Melusinas Erscheinung am Brunnen.
Aquarell über Vorzeichnung mit Graphitstift auf Vergépapier, um 1850.

Margaret Morton Kirk

DAS LIED DER SEEHUNDE

aus dem Englischen übertragen von Gabriele Haefs

Der Wind trifft mich, als ich aus dem Flugzeug steige – Inselwind; scharf wie ein Skalpell durchschneidet er den dünnen Septembersonnenschein. Inselhimmel, um mich herum, kanonengrau und silbern, die Luft scharf durch den bitteren Duft der Erinnerung. Nicht zu Hause, noch nicht. Aber näher. Näher, als ich jemals wieder sein wollte.

Ich schnappe mir ein Taxi und jage zum Hafen, die letzte Fähre zu den Inseln im Norden ist schon abfahrbereit. Ich renne die Laufplanke hoch und in den Salon – die Sommerbesucher können das offene Deck oben haben, mit dem schneidenden Wind und den wütend schreienden Möwen. Ich füttere einen Automaten, um süßen, ungenießbaren Tee zu erhalten, sehe zu, wie das Festland weit hinter mir zurückbleibt. Schließe die Augen, auf der Suche nach dem Schlaf, von dem ich weiß, dass er nicht kommen wird. Und ich segne ihn, als er es dann tut.

Ich werde davon geweckt, dass der Lärm der Maschinen langsam abebbt, als wir den Bogen zur Pier drehen. Dann hinunter aufs Autodeck, vorbei am Gedränge der Touristen, die an Bord wollen. Ma steht auf dem verlassenen Parkplatz. Sie winkt, als ob ich sie in der Menge übersehen könnte.

Sie ist dünner als in meiner Erinnerung und winzig in ihren flachen Stiefeln, sie reicht mir nur bis zur Schulter, aber sie ist dunkel und ernst und schön wie immer. Außer Übung geraten, umarmen wir uns unbeholfen, und ihre Haare landen in meinem Mund. Als sie sie stirnrunzelnd zurückstreicht, sehe ich, dass sich bei ihr die ersten Alterszeichen anschleichen, ein Gitter aus Linien um ihre Augen legen und die halbmondförmige Narbe an ihrem Wangenknochen kräuseln.

„Du hast nichts von deinem Bruder gehört?“ Ein hoffnungsvoller Blick, als wir zum Auto gehen. „Ich habe ihm etwas auf den Anrufbeantworter gesprochen ...“

„Ich glaube, Alex ist auf Reisen, Ma. Beruflich.“

Nicht ganz eine Lüge, diesmal. Er hatte mich aus L. A. angerufen, gefragt, ob ich das allein schaffen könnte. Und was hätte ich anderes sagen sollen als ja? Wir haben Frieden geschlossen, Alex und ich. Oh, zuerst habe ich ihm Vorwürfe gemacht – weil er uns verlassen hat, wegen der Uni und den USA, weil er weggegangen ist, sobald er das konnte. Aber hatte ich nicht dasselbe getan?

„Beruflich, klar. Du bleibst aber eine Weile? Nachher?“

Nach der Beerdigung ... Oh, Gott. Schuldbewusst denke ich an Arbeit und Abgabetermine. Aber mich durchbohrt eine tiefere Schuld – nicht, weil ich gegangen, sondern weil ich weggeblieben bin.

„Eine Weile, Ma“, sage ich zu ihr. „Eine ganze Weile.“

Sie streichelt meinen Arm und sagt mir, dass ich müde und London-mager aussehe, wir fahren über die Hauptstraße, vorbei an den Halsta Sands, und über uns kreist ein Habicht. Dann um die Bucht von Gundarswick, wo in den letzten Sonnenstrahlen in den Wellen Silber glitzert. Seehunde rufen am Wasser, ihre schrillen, halb menschlichen Schreie, wie eine Klage. Und trotz allem, was passiert ist, trotz allem, wozu ich hierher zurückgekehrt bin, geht mir auf, wie sehr ich diesen Ort vermisst habe.

Dann wieder im Haus und in meinem alten Zimmer, mit den Geistern von Teenagerpostern an der Wand. Sie wachen über mir, vielleicht, denn am Ende schlafe ich doch ziemlich gut. Aber als ich aufwache, ist das Haus leer. Mas Tasche steht noch auf dem Tisch, und die Hintertür ist offen.

Spazierengegangen, denke ich, aber eine kleine Haut aus Angst überkommt mich von innen. Ich ziehe mich an und folge dem Pfad bis ans Wasser. Als ich sie finde, sitzt sie bei dem flachen grauen Felsen, den wir den Peedie Selkie nennen, und sieht einer Gruppe von Seehunden zu, die in den Wellen auf und abwogen. Als sie meine Füße im groben Sand hört, dreht sie sich zu mir um.



„Sie kommen nur, wenn man ganz leise ist, Ella. Sie haben gelernt, sich vor Menschen in acht zu nehmen.“

„Wie lange bist du schon hier?“

„Eine Weile.“

Sie lächelt, aber ihre nackten Füße sind blau vor Kälte, und die Hand, die sie mir hinreckt, ist eisig. Ich ziehe meinen Pullover aus und wickele sie hinein, aber als wir das Haus erreicht haben, zittert sie. Und am nächsten Morgen, dem Morgen der Beerdigung, finde ich sie wieder dort unten. Sie ist angezogen und bereit, ihre Haare sind ordentlich aufgesteckt, aber ihre Augen ... Gott, wie kann sie dermaßen um einen Mann trauern, den wir beide verachtet haben?

Ich schlucke meinen Zorn hinunter und lege ihr den Arm um die Schultern. „Hast du sie wieder gesehen?“

„Wen denn?“

„Die Seehunde.“ Ein Lächeln, so natürlich, wie ich es nur schaffe. „Die Geschichten, die du uns immer erzählt hast, weißt du noch? Die Seehundsmänner und die Seehundsmädchen, die mit ihrem Gesang die Herzen der Sterblichen fingen.“

„Oder die gefangen wurden. Manchmal wirkt es in beiden Richtungen.“ Sie schüttelt meinen Arm ab und bückt sich, um ihre Schuhe anzuziehen. Und schenkt mir ein Lächeln, so falsch wie mein eigenes. „Jetzt aber zurück ins Haus, Ella. Wird Zeit, dass du dich fertig machst.“

Wir stehen viel zu früh bereit und warten, natürlich. Stehen auf der Veranda, als der Wagen des Bestattungsunternehmers eintrifft, alles glatt und dunkel und modern, um uns zur Kirche zu bringen. Wie er das gehasst hätte, der Fremde im Sarg. Wie wenig ihm das alles zugesagt hätte, die wenigen Bekannten, die nacheinander die Kirche betreten, der kurze utilitaristische Gottesdienst.

Keine Blumen, bitte; kein langsamer, respektvoller Gang zurück zum Haus. Keine Geschichten, kein Whisky und keine Tränen. Trockenen Auges, wir beide, bis ich die Tür schließe. Und dann weine ich, ein düsterer, ungewollter Sturm der Trauer.

Mas Hand auf meiner Schulter. „Ich setz den Kessel auf.“

„Lass mich das machen.“ Ich streife den Mantel ab, werfe ihn auf den Stuhl neben dem Herd, schaue mich um, erwarte, ihn zu sehen, wie er mich aus der Ecke wütend anglotzt. „Um ihn weinen, großer Gott! Sieh mich doch nur an! Er hat nicht eine einzige verdammte Träne verdient!“

Sie stößt ein leises unglückliches Geräusch aus. „Er konnte nett sein, manchmal. Vor dem Schlaganfall.“

Mein Gesicht starrt mich aus dem Fenster an, mit großen Augen, wie eine Karikatur in meinem Schock. Wird sie sich in den kommenden Jahren alles so erklären? Unsere Familiengeschichte zu etwas ummodellieren, mit dem sie leben kann?

Er war ein Monster, mein Vater. Ach, nicht die Sorte, über die man in der Zeitung liest – mein Da hat den Geist gebrochen, nicht den Körper. Der Schlaganfall hat ihn nur stumm gemacht, das war alles. Aber das Gift war noch da, in seinen Kopf eingesperrt. Ich sah es hinter seinen vor Bosheit fieberhellen Augen, während Ma ihre Geschichten über auf dem Sand tanzende Seehunde spann. Während er zusah, krümmten sich seine Hände zu ohnmächtigen Krallen, forderten uns dazu heraus, näher zu kommen ...

„Mein Da? In was für einem alternativen Scheißuniversum konnte dieser Kerl denn nett sein, Ma?“

Wut kocht auf und bricht aus mir heraus, meine Stimme ist grob, wie die einer Totenfee, während die Erinnerungen überhandnehmen. Der Milchkrug zerbricht, als ich ihn gegen die Wand schleudere.

Wie er.

Oh Gott, wie er!

Ihre Augen groß vor Schock, als sie zur Tür rennt. Hinunter zum Strand, gefolgt von mir, meine Füße stolpern durch den groben Sand, bis wir das Wasser erreicht haben.

„Verzeih mir!“ Tränen in meinem Gesicht, gespiegelt in ihrem. „Ich wollte nicht ...“

„Ich wünschte, wir hätten gehen können.“ Ihre Hände, sie ziehen die Nadeln aus ihren langen schwarzen Haaren, werfen sie auf den Boden. „Ella, ich wünschte ...“

„Warum sind wir dann nicht?“

Ihre bleichen dünnen Finger wandern zu der Narbe. „Dinge ... binden uns, Ella. Sie halten uns fest. Und ich hatte eine Entscheidung getroffen. Eines Tages wirst du das verstehen.“

Aber du hast dich für uns alle entschieden, Ma. Wie konntest du? Und nein, ich werde das nie verstehen.

Ich setze dazu an, es zu sagen, aber dann sage ich es nicht – denn wir haben heute Abend zu sehr geblutet, meine Ma und ich. Ich strecke die Hand aus. Und nach kurzem Zögern nimmt sie sie.

„Du könntest noch immer einen neuen Anfang machen“, sage ich zu ihr, als wir zum Haus zurückgehen. „Du brauchst nicht hier zu bleiben.“

„Ich bin zu alt.“

„Natürlich bist du das nicht.“ Ich zeige ihr Möglichkeiten auf: Reisen, die sie nie gemacht, Orte, die sie nie gesehen hat. „Du bist frei, Ma. Du kannst tun, was immer du willst. Verstehst du das nicht?“

Sie bleibt so plötzlich stehen, dass ich schon glaube, etwas stimmt hier nicht, aber als sie mich dann ansieht, lächelt sie.

„Frei.“ Das sagt sie zweimal, als ob sie ein neues Wort lernte, feststellte, wie es sich auf ihrer Zunge anfühlt. „Aber das hier ... das ist mein Zuhause.“

„Das muss aber nicht so sein. Hör mal, nichts hält dich hier, jetzt nicht mehr. Um Gottes willen, du könntest um die ganze verdammte Welt reisen, wenn du wolltest. Oder nicht?“

„Aber du und Alex ...“

„Wir haben unsere Leben, Ma. Ist es nicht an der Zeit, dass du deins hast?“

„Vielleicht.“ Sie holt tief Atem und nickt, als sei sie zu einem Entschluss gekommen. „Ja, vielleicht. Na, darauf sollten wir doch einen trinken, findest du nicht?“

Im Haus geht sie mit einem Stemmeisen zur unteren Schublade von Das altem Schreibtisch. Die bricht auf und ein Stapel alter Fotos rutscht heraus, gefolgt von einer kleinen Holzdose. Ich bücke mich danach, aber Ma schüttelt den Kopf.

„Lass das jetzt. Hier ist das, was wir brauchen.“ Eine Flasche Highland Park, so alt, dass ich das Etikett kaum lesen kann. Ma holt die guten Gläser aus dem Schrank und legt im Kamin Kohlen nach. „Dann auf die Freiheit. Für uns alle.“

Ich lasse mich zurücksinken und hebe mein Glas. Es riecht wie das Halsta Moor im Sonnenschein und schmeckt nach Honig und Blüten. Und wir reden über Alex und seine Jungen, über die Orte, die Ma und ich zusammen besuchen könnten, die Dinge, die wir gern sehen würden: und wir schenken einmal oder zweimal oder vielleicht noch häufiger nach. Aber im letzten Mundvoll, den ich schlucke, liegt eine seltsame Bitterkeit, und meine Augen kämpfen darum, offen zu bleiben.

Als ich einnicke, fängt Ma an, mir eine ihrer alten Geschichten zu erzählen, über einen Jäger, der zur Jahreswende eine Seehundsfrau gefangen hatte, unten beim Peedie Selkie.

„Sie hätte nicht dorthin gehen dürfen, nicht allein. Aber sie war jung und schnell und klug, sie dachte, sie würde sich retten können. Doch als der Jäger kam ...“

„Er hat sie gefangen.“

„Und er wollte sie nicht wieder freilassen.“ Die Highland-Park-Flasche stößt gegen ihr Glas. „Der Jäger schwor, dass er sie liebte und zu seiner Frau machen wollte. Und er war ein gutaussender Mann, der Jäger, groß und stark mit meerblauen Augen wie die Menschen von den Drachenschiffen. Deshalb blieb das Seehundsmädchen für eine Jahreszeit bei ihm, und für noch eine weitere. Aber als der Winter kam, wurde sie unglücklich.“

Sie hörte ihre Geschwister singen, weit draußen auf dem Meer, und sie sehnte sich nach ihnen. Doch als sie das dem Jäger erzählte, lachte er sie aus. Die Seehundsleute würden sie nicht wollen, sagte er, sie sei zu lange an Land gewesen. Und als sie schlief, nahm er sein Jagdmesser und zerschneid ihr Seehundsfell. Und als sie aufwachte ...“

„Was passierte dann?“

„Nichts.“ Eine Düsterteit in ihrer Stimme, wie zusammenströmende Schatten. „Der Jäger hatte ein Stück ihres Seehundsfells gestohlen und wollte es ihr nicht zurückgeben. Und ohne ...“

Ich versuche, weiter zuzuhören, aber ihre Stimme wird immer leiser, und ich kann die einzelnen Wörter nicht mehr verstehen. Ehe ich dann aber einschlafe, spüre ich, wie sie die Arme um mich legt und meine Stirn küsst.

Am nächsten Morgen werde ich vom Licht geweckt. In der Nacht hat es gestürmt, Regen prasselt gegen die Fenster, als wollte er hereinkommen und das Haus in Stücke reißen. Ich war aufgewacht, hatte ganz sicher geglaubt, eine Tür im Wind schlagen zu hören. Ich hatte mir gesagt, ich müsste aufstehen und danach sehen, aber ich hatte viel mehr Whisky getrunken, als ich es gewöhnt bin. Deshalb drehte ich mich auf die andere Seite und bohrte meinen Kopf wieder in die Kissen.

Aber über Nacht ist der Sturm weitergezogen und hat uns einen stillen, hellen Morgen hinterlassen. Heller als wir es gewöhnt sind, so kurz vor dem Winter, heller, als ich es ertragen kann, da der Whisky des vergangenen Abends noch durch meine Blutbahn strömt.

Ich stolpere in die Küche und trinke so viel Wasser, wie es nur geht, ich atme den scharfen Seegeruch ein, der durch die offene Tür hereintreibt. Und mir geht auf, dass es keine Spur von Ma gibt, nicht in ihrem Zimmer. Nirgendwo.

Ein kriechendes Entsetzen, ein *W i s s e n*, tief unten in meinem Magen. Ich schlage wieder den Uferpfad ein, folge den Fußspuren im Sand; diesmal vorbei am Peedie-Selkie-Felsen, den ganzen Weg bis hinab ans Wasser.

Ihre Kleider sind sorgfältig zusammengelegt, beschwert mit einer kleinen Holzdose. Das Scharnier ist ein bisschen verrostet, aber als ich den Deckel öffne, riecht die Dose nach Meer. Und in der Ecke, am Scharnier hängengeblieben, ein Stück von etwas Weichem, Flaumigen. Etwas, das vielleicht ...

Ein Stück Stoff ist das, sage ich mir. Einfach ein Stück Stoff, mehr nicht.

Dann ein klatschendes Geräusch, ein kleines Stück den Strand hinunter. Ich schaue auf, als einer, dann noch zwei dunkle glatte Köpfe durch die Wasseroberfläche brechen und sich mit den Wellen auf und ab bewegen. Als ich zum Haus zurückrenne, fangen die Seehunde an zu singen.

MARGARET MORTON KIRK, geboren und aufgewachsen in Inverness, wo sie nach einigen Wanderjahren wieder wohnt. Autorin und Bloggerin. Ihre Kurzgeschichten wurden mehrfach preisgekrönt. *Das Lied der Seehunde* (Original: *The seal singers*) erzielte beim Kurzgeschichtenwettbewerb der Literaturzeitschrift *Mslexia* 2016 den dritten Platz. Ihr Roman *Shadow Man* wird 2017 erscheinen und ist der erste einer geplanten Serie mit dem in Inverness ermittelnden Expolizisten Lukas Mahler in der Hauptrolle. Dieser Roman wurde mit dem Good Housekeeping-Preis für hervorragende Romanmanuskripte ausgezeichnet.
Zu **GABRIELE HAEFS** s. S. 34.

DIE FRAU AUS DEM MEER

Traditionelles irisches Lied, aus dem Gälischen
übertragen von Gabriele Haefs

Du bist wohl verschwunden und hast alle Liebe aufgegeben,
der Schnee liegt eiskalt am Ende des Strandes,
deine blonden Haare und dein feiner kleiner Mund.
Hier habt ihr Máire Chinnidh, die für immer in der Éirne schwimmen muss.

„Geliebtes Mütterchen“, sprach die blonde Máire,
am Rande der See und am Ende des Strandes.
„Mein edles Mütterchen ist eine Meerfrau.“
Hier habt ihr Máire Chinnidh, die für immer in der Éirne schwimmen muss.

Ich bin müde und ich werde müde sein.
Meine liebliche Máire und mein lichter Pádraig.
Doch auf dem Kamm der Wellen und am Ende des Strandes:
Hier habt ihr Máire Chinnidh, die für immer in der Éirne schwimmen muss.

Diese Nacht ist dunkel, der Wind ist scharf.
Der Große Wagen ist hoch oben am Himmel zu sehen.
Doch auf dem Kamm der Wellen und am Ende des Strandes:
Hier habt ihr Máire Chinnidh, die für immer in der Éirne schwimmen muss.

GABRIELE HAEFS, geb. 1953 am Niederrhein, lebt als Autorin und Literaturübersetzerin in Hamburg. Studium der Volkskunde, Sprachwissenschaft, Keltologie und Nordistik, Promotion über *Das Irenbild der Deutschen* (Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1983). Für ihre Übersetzung von *Sofies Welt* erhielt sie zusammen mit Jostein Gaarder 1994 den Deutschen Jugendliteraturpreis; neben weiteren Auszeichnungen ist sie seit 2011 Trägerin des Königlich Norwegischen Verdienstordens. Zahlreiche Buchveröffentlichungen als Verfasserin, Herausgeberin und Übersetzerin, zuletzt die Übersetzung von Máirtín Ó Cadhains *Der Schlüssel* (Stuttgart: Kröner 2016).

Caroline Hartge

DREI GEDICHTE

alles /gibt / antwort/et

mich bückend und pflückend in den beeren gewesen:
die beeren begannen zu reden in ihrer sprache.

ihre sprache geatmet und aller unterschiede vergessen
leise heischender hühner lesender bienen und meiner selbst.

halt die klappe logos wir sind schwanke stengel wir lesen
abfahrtszeiten zwischen malvenstöcken
rapsfelder über rundfahrtrouten stille schriften

und naseweise äpfel, ganze körbe voll
zwischen ästen und gras nur noch die stimmen
der äpfel in der dämmerung zwischen den stämmen
nimmt die farbe von dohlenstimmen an
ich soll ein wolkenschatten bleiben
einsam über tälern und höhn (you must leave

all your belongings
behind)

sing geh geh geh

nimm den groschen im zeitungspapier
ich singe geh geh geh dem alten stein
der von hundert jahren kinderhänden ausgeschliffnen kuhle
ich singe geh geh geh den himmelversperrenden, den schattenspendenden
[kronen der bäume
ich singe geh geh geh dem fächerwind der nicht reißt oder schmeißt oder
[schmettert
ich singe geh geh geh der wärme die ins mark reicht
der knochen der kerne der zellen
nimm den groschen im zeitungspapier und wirf ihn nach mir
wenn dir dies lied gefällt

ich singe geh geh geh der ferne unerreichbar fern
ich singe geh geh geh den städten hell bei nacht
ich singe geh geh geh den bergen inseln die nur karten kennen
ich singe geh geh geh den flüssen
reisen rauschen zwischen mauern planken bahnen lastern unter pflastern

sing geh geh geh der schwarzen liebsten die verstummte und verschwand
sing geh geh geh der kleinen flamme die uns erlosch und starb
sing geh geh geh den andern leben in denen man zu gast war
sing geh geh geh den fremden satten leckermäulern die gier mit beiden händen
[greifen
sing geh geh geh all denen mit leeren händen leeren taschen geht!

sing geh geh geh dem geläut aus den wolken
 den myrten den lilien den kränzen
 den pfennigen auf dem pflaster
 den groschen auf den lidern
 sing geh geh geh den vom himmel herabgefallnen händen dem bett im grünen tau
 dem zeug aus mond & milde
 sing geh geh geh den schreiern auf dem markt den blutigen klingen
 sing geh geh geh zerrissenen briefen verschnürten korrespondenzen begrabenen
 konvoluten geht!
 sing geh geh geh den kindern die nie kommen klingeln singen geht!

 nimm die schaufel voller sand
 sing der mutter die vorm hause winkend stand
 sing dem geschmack der luft über moderndem erdlaub unter frischgefallnen
 [blättern
 sing dem kahlen kinderkopf unter der hand dem haar-in-haar dem flaum-am-
 [flaum
 sing dem dunkel durch das ein licht in wellen schwingt dem klingenden später
 sing dem auto das nicht wendet um die ecke biegt
 sing dem schwindenden haar der erscheinenden blöße den eisgrauen
 [stoppeln (sing, sing)
 sing dem blut dem blut das nicht gebraucht wurde nicht nötig war zu gar nichts
 [nütze
 sing dem kind das lacht sich wendet nichts wiegt schwerer wird und schlummert
 sing allem das erst geht und dann verschwindet geh geh geh!
 nimm die schaufel voller sand und wirf ihn über mich
 wenn dir mein lied gefällt
 und singe:

 geh geh geh

reflexion

glas wasser in sonnigem zimmer
 wasser fängt licht zittert im glas

 bunter bogen helle flecken
 an der decke an der wand

 ist das glas halb leer
 ist das wasser ganz voll

 was von uns bleibt das bleibt uns
 eins gab sein bestes dem andern

 das glas dem wasser seinen halt
 das wasser dem glas sein licht

CAROLINE HARTGE, geb. 1966, studierte Anglistik, Hispanistik und Geographie und lebt in Garbsen bei Hannover. Ihre Gedichte erschienen u. a. im *Neuen Conrady* (2000), im *Jahrbuch der Lyrik* (2009ff.) und der *ZEIT* (2013); zuletzt veröffentlichte sie als zehnten Gedichtband *Lose Wolken* (Verlag Peter Engstler, 2012). Sie ist auch als Übersetzerin aus dem Englischen und Literaturwissenschaftlerin tätig. – Mehr auf www.carolinehartge.de.

Stephan Weidt

IRDISCH, HIMMLISCH, HISTORISCH

Der baltendeutsche Autor Werner Bergengruen war beispielhaft für seine Zeit

Zählt Werner Bergengruen (1892–1964) zu den vergessenen Schriftstellern? Einige seiner Bücher – Romane, Novellensammlungen – wurden immer wieder einmal neu aufgelegt, auch in jüngster Zeit. Aber es gibt Gründe, warum sein Name trotz hoher Auflagen zu Lebzeiten aus dem heutigen literarischen Bewusstsein so gut wie verschwunden ist.

Im Gegensatz zu Autoren wie Döblin, Joyce oder Proust war er kein Innovator, in der Geschichte des modernen Romans spielt er keine Rolle. Bei ihm findet sich kein Innerer Monolog, kein Bewusstseinsstrom, keine Filmschnitttechnik. Personen sind die Hauptfiguren seiner Romane und Novellen, niemals Orte. Nirgends stellt er die Existenz des handelnden Subjekts in Frage, und die Skepsis, ob Sprache überhaupt Wirklichkeit darstellen kann, ohne nur immer wieder herrschende Denkmuster zu bestätigen, die sie dann für die Wirklichkeit ausgibt, war ihm fremd. Ganz selbstverständlich tritt die Sprache in seinem Erzählen hinter den Gegenstand zurück, seine Erzähltexte befriedigen durch klassischen Spannungsaufbau, die Perspektivwechsel bleiben übersichtlich, die Personen deutlich umrissen, die Konflikte klar und für jeden nachvollziehbar. Er selbst hat sein literarisches Programm einmal so formuliert: „Was mich immer von neuem lockt und fasziniert, was den eigentlichen Gegenstand all meiner Bemühungen ausmacht, das ist das menschliche Herz mit seinen Leidenschaften und Verstrickungen, es ist die bizarre Lage des bedrohten, gefährdeten, aber nicht mit Notwendigkeit verlorenen Menschen, und es ist seine Situation zwischen der Transzendenz und der Gebundenheit an die Bedingungen und Ansprüche seiner animalischen Natur.“ (*Schreibbtischerinnerungen*, Nymphenburger Verlagshandlung, 1961, S. 123)

„Situation zwischen der Transzendenz und der Gebundenheit an die Bedingungen und Ansprüche seiner animalischen Natur“? Man kann nicht behaupten, dass diese Unterscheidung dem Menschen heute noch selbstverständlich wäre.

Tatsächlich ist Bergengruens an traditionellen Erzählmustern orientiertes Schreiben nicht der einzige Grund, warum der Autor es nicht in den Kanon der großen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts geschafft hat.

Der 1892 in Riga geborene Autor zählt zu jenen christlich-konservativen Schriftstellern (er konvertierte 1936 zum Katholizismus), die während der NS-Zeit in Deutschland blieben und versuchten, unter einem Regime zu leben, dessen Politik sie nicht guthießen, das sie aber auch nicht offen bekämpften. Typisch für diese Autoren der sog. „Inneren Emigration“ war die Verwendung historischer Stoffe und die Vermittlung christlicher Botschaften. *Am Himmel wie auf Erden* zum Beispiel, 1940 erschienen, spielt in Berlin zur Zeit der Reformation. Am Kurfürstenhof herrscht Weltuntergangsstimmung, ein Hofastrologe prophezeit eine neue Sintflut, die Menschen sind auf der Flucht. Der Kurfürst versucht den Massenexodus durch unbarmherzige Strafen zu stoppen, aber schließlich lässt auch er sich von der Massenpanik anstecken und flieht. Das Unwetter allerdings zieht vorbei. Beschämt besinnen sich die Menschen darauf, Gott zu vertrauen statt den eigenen Ängsten und sich in Seinen Willen zu fügen.

Der Großtyrann und das Gericht, 1935 erschienen, spielt in der fiktiven Stadt Cassano im 15. Jahrhundert. Ausgangspunkt des Romangeschehens ist der Auftrag des Großtyrannen an seinen Sicherheitschef Nespoli, den im Garten des Großtyrannen begangenen Mord an dem Mönch und Gelegenheitsdiplomaten Fra Agostino innerhalb von drei Tagen aufzuklären. Was folgt, ist das allmähliche Entspinnen eines Netzes aus Lügen, Intrigen und Verdächtigungen, wobei der Großtyrann selbst die größte Schuld auf sich lädt: nämlich sich über das Menschliche zu erheben und wie Gott sein zu wollen.

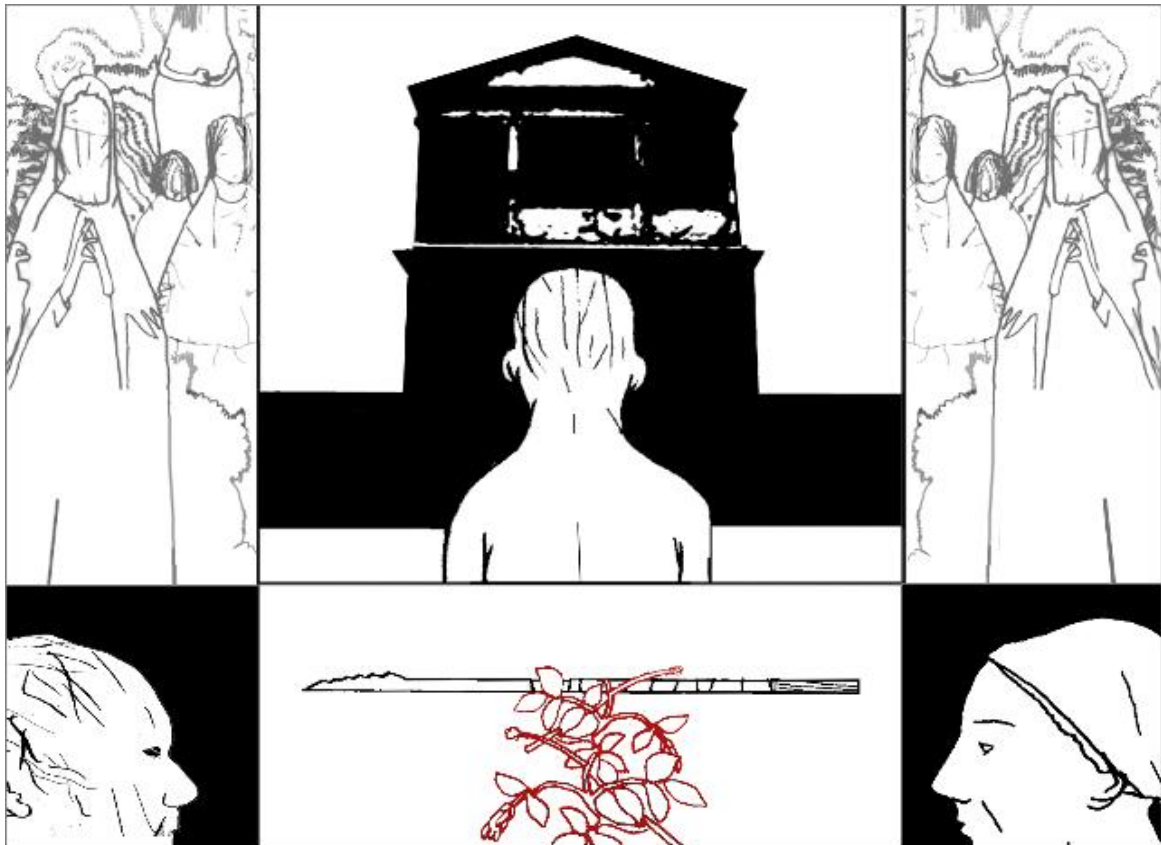
Darin wollten manche eine versteckte Kritik an der Person Hitlers erkennen. Zum einen allerdings hatte Bergengruen die Arbeit an seinem Roman bereits in den 20er Jahren begonnen, also lange bevor Hitler Reichskanzler wurde, zum anderen entwickelt Bergengruens Großtyrann Schuldbewusstsein, gibt sich geläutert, ein Zug, den man an Hitler weder beobachten noch

vermuten konnte. Tatsächlich hat der Autor selbst später dementiert, dass es sich beim Großtyrannen um ein Porträt Hitlers handele: „Die erwähnte Frage hat mich jedesmal verdrossen, und ich habe sie als eine Kränkung meines Helden empfunden. [...] Wie hätte ich denn auf den Gedanken kommen sollen, ein Hitler könnte eine seelische Umkehr erfahren und erschüttert sich selber vor das Gericht des eigenen Gewissens stellen?“ (*Schreibtiſcherinnerungen*, S. 180) Bergengruen war kein Nazi. Zwar blieb er 1933 im Land und durfte mit Sondergenehmigung publizieren (wenn auch einzelne seiner Bücher verboten wurden), aber seine Opposition gegen das Regime ging immerhin soweit, dass er Flugblätter der Weißen Rose vervielfältigte und weiterverteilte. Nicht zuletzt wegen seiner jüdischen Ehefrau war seine Stellung in der NS-Zeit ähnlich prekär wie die seines evangelischen Schriftsteller-Kollegen Jochen Klepper (der ebenfalls mit einer Jüdin verheiratet war).

Umso ironischer mutet es an, dass ausgerechnet das Zentralorgan des neuen Regimes, der *Völkische Beobachter*, in dem Buch den „Führerroman der Renaissancezeit“ erblicken wollte. Bergengruen selbst hat in seinen stilistisch eleganten und sehr schön zu lesenden *Schreibtiſcherinnerungen* den Versuch unternommen, das Gewirr der Motive, Zuständigkeiten und Missverständnisse zu entflechten, das seinem Roman eine zunächst günstige Aufnahme bescherte und trotz aller späteren Anfeindungen ein Verbot verhinderte. Wer will, kann darin ein Abbild der Verstrickung sehen, der als Intellektueller kaum entgehen konnte, wer 1933 in Deutschland blieb.

STEPHAN WEIDT, geb. 1964, arbeitete nach einem Studium der Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaft als Pressereferent und PR-Texter. Er lebt in Bonn und schreibt Lieder, Erzählprosa und Essays. Außerdem tritt er mit Ulrike Maria Hund im Duo „Zwei von Zwei“ auf und hat soeben seine erste CD herausgebracht. 2012 veröffentlichte er einen essayistischen Erfahrungsbericht *Über das Scheitern*. – Mehr unter www.liedpoet.de.

themenschwerpunkt
Don Quijote und seine Verwandten



Hagen Klennert: Quijote-Altar (2008).

JAKOB WASSERMANN: CHRISTOPH COLUMBUS.
DER DON QUICHOTE DES OZEANS
besprochen von Cornelius van Alsum

Jakob Wassermanns Kolumbus-Biographie besitzt ohne weiteres Heimatrecht unter dieser Rubrik, denn bekanntlich hat Cristoforo Colombo alias Cristóbal Colón auf seinen Entdeckungsreisen auch die Sargassosee durchquert, also persönlich-nautische Erfahrungen mit einer der wichtigsten Kalmenzonen der Erde gemacht. Ebenso bekannt ist, daß der Admiral und Vizekönig Phasen der biographischen Flaute und mehr noch: herbe Enttäuschungen und Rückschläge durchlebt hat. Warum jedoch zu einer Biographie greifen, die angesichts ihres Erscheinungsjahres – 1929 – schlechterdings nicht auf dem Stand der heutigen Kolumbus-Forschung sein kann? So sind die außerordentliche Grausamkeit und beträchtliche Habgier, mit der Kolumbus auf Hispaniola regierte, vor einigen Jahren durch Quellenforschungen der spanischen Historikerin Consuelo Varela Bueno gewissermaßen neu ausgeleuchtet worden. U. a. hintertrieb Kolumbus offenbar gezielt die Taufe der Eingeborenen, um sie weiterhin als Sklaven verkaufen zu können. In diesem unerfreulichen Lichte erscheint eine der vermeintlich wichtigsten Triebfedern für das Handeln des Entdeckers, sein auch von Jakob Wassermann nicht grundsätzlich angezweifelter religiöser Eifer (vgl. etwa S. 29 und 63f.; Zitate nach der dtv-Ausgabe), doch sehr fragwürdig – oder, um im Bild zu bleiben, aus einer anderen Legierung mit ethisch höchst bedenklichen Mischungsverhältnissen gefertigt.

Indessen lag es Jakob Wassermann fern, Kolumbus' Persönlichkeit zu glorifizieren: „Hier soll kein Postament errichtet, sondern ein Mensch gezeigt werden, dessen eigentümliche, mit Finsterkeit vermengte Größe erst hinter der traditionellen Historie erkennbar wird.“ (S. 34) Und an anderer Stelle (S. 179): „Wäre bisher nicht mit einem zu großen Respekt vor den Tatsachen und einer übertriebenen Bewunderung für die sogenannten Tatmenschen Geschichte geschrieben worden, so stünde vielleicht die Menschheit auf einer höheren Stufe des Rechts, der Gesittung und der Kultur.“ Angesichts des Schwundes, den das historische Allgemeinwissen nach Wassermanns Lebzeiten erlitten hat, mag man diese relative Geringschätzung geschichtlicher Tatsachen mit leichtem Stirnrunzeln quittieren; die Kolumbus-Biographie, die gemeinhin zu den besten Büchern des Autors gezählt wird, fußt dessen ungeachtet insgesamt auf glänzenden historischen Kenntnissen. Sie sagt im übrigen mindestens so viel über den Biographen wie über den Seefahrer aus. Das gilt bereits für den Untertitel: *Der Don Quichote des Ozeans*. Wassermann war ein großer Liebhaber von Cervantes' Roman, den er als Kind gleich mehrfach gelesen hatte.

Der Erzähler, Biograph und Essayist Jakob Wassermann (1873–1934) muß nicht zu den vergessenen Schriftstellern gezählt werden. Nach wie vor sind etliche seiner Werke im Buchhandlungssortiment verfügbar, und insbesondere die Erzählung *Das Gold von Caxamalca* scheint sich im Schulunterricht andauernder Beliebtheit zu erfreuen. Das ist aber kein Vergleich zu der Popularität, die Wassermanns psychologische Erzählkunst in der späten Kaiserzeit und der Weimarer Republik genoß, und schon gar nicht zu dem internationalen Aufsehen, das einige seiner Romane um 1930 erregten. Seit 1919 lebte er in Österreich. Hitlers Machtübernahme 1933 traf ihn dennoch mit existentieller Härte: Der deutsch-jüdische, aus Fürth gebürtige Autor, der von Jugend auf sein Ausgegrenztsein wahrgenommen hatte und das jüdische Leben in Deutschland in seinen Essays reflektierte, erlebte nun das Verbot seiner Bücher und starb 1934 verarmt. Auch ideell mußte Wassermann sich als Gescheiterter fühlen, hatte er sein literarisches Schaffen doch immer als Beitrag zu einer friedlicheren und gerechteren Welt gesehen. Diese auch in der Kolumbus-Biographie deutlich spürbare moralisierende Tendenz dürfte, in Verbindung mit der

nicht selten pathetischen und sentenzenträchtigen Sprachgestalt, einer umfassenden Wiederentdeckung bzw. Wiederverbreitung seines Œuvres nach dem Zweiten Weltkrieg im Weg gestanden haben. Vergegenwärtigt man sich, daß Wassermann die größten Verbrechen des 20. Jahrhunderts gar nicht mehr zur Kenntnis nehmen konnte, wird man ihn freilich für seine Hellsichtigkeit umso mehr bewundern. „Ideen sind unter allen Umständen mörderisch, sogar dann, wenn sie der Humanität dienen wollen“ (S. 201f.), heißt es in der Kolumbus-Biographie im Zusammenhang mit den guten Absichten des Dominikaners Las Casas. Er wollte die indigenen Völker Amerikas vor weiterer Sklaverei bewahren und plädierte deshalb dafür, auf afrikanische Sklaven auszuweichen. Sollte uns diese Sentenz, mag sie auch überspitzt sein, nicht umtreiben? Und der Leser wird manches von dieser Art im *Don Quichote des Ozeans* finden, worüber man gerne einmal auf einer einsamen Insel nachdächte.

Das mag dann auch für Wassermanns „Quijote-These“ gelten. Vergleiche zwischen dem Verhalten und Charakterbild des Kolumbus und dem des Don Quijote ziehen sich als ein roter Faden durch die Biographie; sie tragen nicht wenig zur Suggestionskraft des Buches bei. Bekanntlich weigerte sich der Entdecker bis zu seinem Tod, seine Entdeckung als solche: als bisher unbekanntes Kontinent anzuerkennen, und hielt an der Überzeugung fest, nach Asien gesegelt zu sein. Insofern drängt sich die Analogie mit dem fahrenden Ritter und seiner durch keinen noch so harten Zusammenprall mit der Realität zu erschütternden Scheinwelt auf, kommt der Quijote-Vergleich grundsätzlich als interessantes Hilfsmittel in Betracht, um zu einem vertieften Verständnis seines ozeanischen Pendants zu gelangen. Wassermann geht jedoch einen Schritt weiter. Kein Pendant sei Kolumbus gewesen, sondern das Vorbild für die Rittergestalt bei Cervantes (S. 51): „Was der Figur des Columbus die donquichotische Prägung verleiht, ist nicht bloß der eine zentrale Irrtum, [...] es ist im weitesten Ausmaß Richtung und Anlage seines Geistes, alle dessen Behelfe, Berufungen, Urteile, Schutzwaffen, Verklausulierungen und Kundgebungen. Und zwar so sehr, daß ich die Empfindung nicht loszuwerden vermag, Cervantes müsse bei der Konzeption seines unsterblichen Junkers von diesem realen Vorbild beeinflusst worden sein.“

Hier dürfte abermals ein leichtes Stirnrunzeln am Platze sein, und wiederum sind es die historischen Tatsachen, die den Rez. dazu veranlassen. Die Verrücktheit des Manchaners wird, wie bekannt, von Cervantes mit der ausgiebigen Lektüre von Ritterromanen begründet, bedarf insofern auch keines von außen an die Handlung herangetragenen Vorbilds. Eine – zugegeben: oberflächliche – Netzrecherche zeigt, daß Kolumbus zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwar sicherlich nicht vergessen war, aber zumindest in der bildenden Kunst keine Rolle gespielt zu haben scheint: Darstellungen des Entdeckers in der Malerei finden sich noch einige Jahrzehnte nach seinem Tod († 1506), dann aber erst wieder im 18. Jahrhundert. Auch die Tatsache, daß Cervantes' Rivale Lope de Vega 1614 das Theaterstück *El nuevo mundo descubierto por Cristóbal Colón* veröffentlichte, dürfte an der Unwahrscheinlichkeit von Wassermanns These nichts Wesentliches ändern, und so ist ihm, soweit ich sehe, die Cervantes-Forschung auch nicht gefolgt. Aber gönnen wir ihm diesen Ausflug in das Reich des Großkhans – sein biographischer Klassiker bietet mehr als genug Denkanstöße und Aufschlüsse, zumal über die menschliche Existenz im allgemeinen.

Die Kolumbus-Biographie, von der seit 1929 mehrere Ausgaben in verschiedenen Verlagen erschienen sind, ist derzeit nur antiquarisch verfügbar. Benutzte Ausgabe: Jakob Wassermann, *Christoph Columbus. Der Don Quichote des Ozeans. Eine Biographie*, München: dtv 1992.

Zu Kolumbus' Gewaltherrschaft auf Hispaniola vgl. Consuelo Varela [Bueno], *La caída de Cristóbal Colón. El juicio de Bobadilla*. Edición y transcripción de Isabel Aguirre, Madrid: Marcial Pons Historia 2006.

DIE AKADEMIKER VON ARGAMASILLITA
AUF LEBEN UND TOD DES MANNHAFTEN
DON QUIJOTE VON DER MANCHA
Gedichte von Benedikt Ledebur, Franz Hofner,
Ines Hagemeyer und blume (michael johann bauer)

Benedikt Ledebur: traurige gestalt

wie diese lanze in die seite sticht,
lässt sich das ganze ein auf andre weiten,
lässt waffen mit verwirrten affen streiten,
und giesst aus unsinn, unglück ein gedicht.

grau ist das tier in mir, der steg ist alt,
auf dem es wankt. wer hört die schwänke läuten,
dass reden dunkle erde nicht nur scheuten,
sondern den ungeheuern bieten halt

und halt gebieten. inseln zu versprechen,
lässt jedes wort an vorstellungen pinseln,
bis angegriffene zusammenbrechen,

blind um sich tastend wirkliches anwünseln.
zu kreuzen können nicht kentauren kriechen,
erlesenes verdanken wir den griechen.

Franz Hofner: Noch einmal Verlieben

Nur einmal noch fülle das Geheimnis der Minne
das Herz. Ehmals verbrannte Worte
knistern sich neu entfacht
aus den Rändern der Existenz

Es gibt Liebe. Es gibt zärtliche Abendröten.
Unzweifelhaft erwarten uns der Meeresküsten
üppige Busen. Rücksichtslos brandet das an,
bläst auf die glimmenden Rinden des Verstands.

Ein geschundnes Organ beherbergt
wider den Willen der Kopf. Ein täppischer
Klepper wäre das Hirn, wäre

dem Auge ein dümmlicher Knappe
läge nicht drinnen trutzig die See
wellenreich spottend dem Sinn

Ines Hagemeyer: Ecoquijote

lebte er heute
pflanzte er fleißig Bäume
zwischen den Windmühlen

sobald sie Früchte trügen
stiege er hoch hinauf
leichten Fußes

schwer nur zu sagen
wo dann
Knochen und Äste lägen

(um 1980)

blume (michael johann bauer): gemeinsam auseinander

über einer weiten fläche
gleißte sonne sengend heiß
und die stange von la mucha
schwafelte im selben kreis,

den sie schon umritten hatte,
begleitet stur von jener kugel,
deren faulheit unbeschreiblich,
bloß von ihres hungers pegel

fleißig übertroffen ward.
„sieh, ich seh doch wieder
riesen!“, rief die stange,
glühend bebend, eine ader

platzte ihr; worauf die kugel,
eifrig gähnend, träge sich die
augen rieb, fies am rande
schnell erwähnte, dass sie

nicht erkennen könne,
was die stange denn da meine –
windesmühlen gäb's zwar viele,
aber solcher riesen: keine!

angezerrter epilog:

sich im widerspruch vereinend,
ergänzten so sich beider formen,
zogen quer durch müde lande
rannten bald an gegen normen ...

oder, kürzer:

'ne stange und 'ne kugel
trotteln durch das land.
erst're gegen riesen,
zweit're für den wanst ...

und schluss/genug!

BENEDIKT LEDEBUR, geb. 1964 in München, studierte Theologie in Fribourg sowie Informatik und Philosophie in Wien, wo er lebt. Literarische Arbeitsgebiete: Lyrik, Essayistik und Literaturkritik. Zeitschriften-, Internet- und Audiobeiträge (u. a. für den ORF) sowie mehrere Buchveröffentlichungen, darunter *Poetisches Opfer* (Ritter Literatur, Klagenfurt/Wien 1998), *Montaigne. Versuche der Selbstauflösung* (Klever Verlag, Wien 2010), *Ein Fall für die Philosophie – Über Dichtung, Rhetorik und Mathematik* (Klever Verlag, Wien 2014).

FRANZ HOFNER, geb. 1963, arbeitet als Mathematiker in Bonn. Veröffentlicht Lyrik und Prosa in Zeitschriften und Anthologien. Daneben Rezensionen, u. a. für *Fixpoetry*.

INES HAGEMEYER, geb. 1938 in Berlin, Emigrationszeit in Montevideo, Uruguay. Lyrikerin, Sprachlehrerin, Übersetzerin, lebt in Bonn. Zahlreiche Publikationen, zuletzt: *handverlesen. Gedichte* (Pop Verlag, Ludwigsburg 2015).

BLUME (MICHAEL JOHANN BAUER), geb. 1979 in Schrobenhausen, lebt in Durlach bei Karlsruhe. Er hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich anschließend auf Pädagogik spezialisiert. Diverse Veröffentlichungen von Prosa und Gedichten in Anthologien und Literaturzeitschriften, u. a. in den Periodika *phantastisch!*, *Dichtungsring* und *keine! delikatessen*. Zudem ist eine Autorenausgabe der Zeitschrift *Das Dosierte Leben* mit Texten von ihm erschienen. Fragmentarisches Portefeuille unter www.blumenleere.de.



Alonso Fernández de Avellaneda

AUS DER VORREDE ZUM „FALSCHEN DON QUIJOTE“

Im zweiten Teil des *Don Quijote* setzt sich Cervantes auch mit einer konkurrierenden Fortsetzung seines ersten Teils aus fremder Feder auseinander. Das Werk erschien unter dem Titel *Segundo tomo del ingenioso hidalgo don Quijote de la Mancha* angeblich 1614, wobei diese Jahresangabe bereits Teil der Fälschung sein kann. Dieser Roman, auch als *Quijote de Avellaneda* bekannt, gibt vor, von einem gewissen Alonso Fernández de Avellaneda zu stammen, dessen tatsächliche Identität bis heute umstritten ist. Daß er kein Freund von Cervantes war, ist immerhin unverkennbar. Hier einige Auszüge aus den Präliminarien und der Vorrede:

An den Bürgermeister, die Rektoren und die Junker
der edlen Landstadt Argamesilla [!] in der Mancha,

glückliche Vaterstadt des Junkers und Ritters Don Quijote, Glanz all derer, die der fahrenden Ritterschaft zugeschworen haben. Alt ist der Brauch, daß Bücher über die Vortrefflichkeiten und Heldentaten irgendeines berühmten Mannes an die erlauchten Vaterstädte gerichtet werden, die sie wie Mütter großgezogen und ans Licht gebracht haben, und auch, daß tausend Städte darüber wetteifern, welche die Vaterstadt guter Geistesgaben und einer bedeutenden Persönlichkeit sei. [...] Es mögen also Euer Gnaden unter Eurem manchanischen Schutze (*bajo de su manchega protección*) das Buch und den Eifer desjenigen empfangen, der es gegen tausend Verleumdungen erarbeitet hat, denn das Buch verdient es an sich und wegen der Gefahr, welcher sein Autor sich ausgesetzt hat, indem er es auf den Marktplatz des Pöbels gelegt hat, was so viel heißt wie auf die Hörner eines ungezähmten Stieres etc.

Da die ganze Geschichte des Don Quijote von der Mancha beinahe eine Komödie ist, kann und darf sie nicht ohne Vorrede bleiben. Und so steht diese zu Beginn des zweiten Teils seiner Heldentaten, weniger selbstlobend und angriffslustig gegen die Leser als jene, die seinem ersten Teil Miguel de Cervantes Saavedra beigefügt hat, und demütiger als jene, die er danach in seinen *Novelas* gebracht hat, welche eher satirisch als exemplarisch sind, wenngleich nicht wenig geistvoll. [...] Aber soll er sich nur über meine Arbeit beklagen wegen des Profits, den ich ihm von seinem zweiten Teil abziehe; denn er wird es zumindest nicht unterlassen können zu bekennen, daß wir beide dasselbe Ziel haben, nämlich die schädliche Lektüre der eitlen Ritterbücher des Landes zu verweisen, die unter ungebildeten und müßigen Leuten so gängig ist; wenngleich wir uns in den Mitteln unterscheiden, denn er wählte als solche, mich zu beleidigen, ausgerechnet mich, den so berechtigterweise die fernsten Nationen feiern und dem die unsere so viel schuldet, dafür daß ich in sehr ehrenhafter und fruchtbarer Weise so viele Jahre lang die Theater Spaniens mit staunenswerten und unzähligen Komödien unterhalten habe, mit jener Strenge der Kunst, welche die Welt verlangt, und mit der Gefahrlosigkeit und Reinheit, welche man von einem Diener des Heiligen Offiziums erwarten muß.

[...] Und da Miguel de Cervantes schon so abgenutzt ist wie die Burg von San Cervantes [San Servando in Toledo] und aufgrund seiner Jahre so unzufrieden, daß alles und alle ihn erzürnen, und er deshalb so wenige Freunde hat, daß, als er seine Bücher mit hochtönenden Sonetten schmücken wollte, er diese, wie er sagt, dem Priester Johannes von Indien oder dem Kaiser von Trapezunt unterschieben mußte – vielleicht weil er in Spanien keinen Würdenträger gefunden hätte, der nicht daran Anstoß genommen hätte, daß er seinen Namen in den Mund genommen hätte [...] Gebe er sich mit seiner *Galatea* und seinen Prosa-Komödien zufrieden, denn das sind die meisten seiner *Novelas*: Er ermüde uns nicht.

Der hl. Thomas lehrt in der *Summa Theologiae* II,2, Quaestio 36, daß der Neid Kummer über das Wohlergehen und Wachstum Fremder ist, eine Lehre, die er vom hl. Johannes Damascenus übernommen hat. Diesem Laster ordnet der hl. Gregor – in Buch 31, Kapitel 31 der moralischen Darlegungen, die er zur Geschichte des hl. Hiob verfaßt hat – als Kinder den Haß zu, das geheime Murren, die üble Nachrede wider den Nächsten, Vergnügen an seinen Beschwerden

und Beschwernis durch sein Wohlergehen; und trefflich heißt diese Sünde *invidia* vom Nichtsehen, denn der Neidische kann das Gute, das anderen widerfährt, nicht ansehen (*a non videndo, quia invidus non potest videre bona aliorum*). All dies Auswirkungen, die so höllisch sind wie ihre Ursache, so sehr im Gegensatz zu denen der christlichen Nächstenliebe, über die der hl. Paulus in 1 Kor 13 [V. 4–6] gesagt hat: *Charitas patiens est, benigna est, non aemulatur, non agit perperam, non inflatur, non est ambitiosa ... congaudet veritati, etc.* [...]

Es soll mir keiner darüber murren, daß der Druck solcher Bücher erlaubt werde, denn dieses hier lehrt nicht, unanständig zu sein, sondern: nicht verrückt zu sein. Und wenn man schon so viele *Celestinas* [Anspielung auf die Tragikomödie *La Celestina* von Fernando de Rojas] erlaubt, die bereits wie Mutter und Tochter über die Plätze wandeln, dann kann man sehr wohl einem Don Quijote und einem Sancho Panza den Zugang zu den Feldern erlauben, die niemals ein Laster gekannt haben, sondern gute Absichten, Beschwernis von Waisen abzutun und Drangsale abzustellen etc. [...]

Benutzte Textausgabe: Florencio Sevilla Arroyo (ed.), Alonso Fernández de Avellaneda, *Segundo tomo del ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha*, Alicante: Biblioteca Virtual Miguel de Cervantes 2001 (www.cervantesvirtual.com/nd/ark:/59851/bmcsx686). Die Übersetzung stammt vom Hrsg. dieser Zeitschrift.

Francisco de Quevedo (1580–1645)

DAS TESTAMENT DES DON QUIJOTE
aus dem Spanischen übertragen
von Ines Hagemeyer

Durchprügelt die Knochen
von Stöcken und Steinen,
kraftlos und leidend
liegt Don Quijote rücklings

auf einem Langschild,
von einem runden bedeckt,
den Kopf gereckt
gleich einer Schildkröte.

Knauserig kreischend
den Notar im Blick, zahnlos
nur mit dem Rest Molaren,
sprach er:

„Schreibt, edler Herr,
unter Gottes Gnaden,
das Testament, das ich mache,
als meinen letzten Willen.

Und was den Verstand betrifft,
schreibt wie Ihr es gewohnt,
nicht ganz bei vollem zur Zeit
bin ich.

In die Erde soll mein Körper,
fressen soll ihn die Erde,
und da er so mager ist,
wird es nur ein Happen werden.

In die Scheide meines Degens,
bestimme ich, kommt er rein,
Sarg genug für so viel Schwäche.

Einbalsamiert zur Ruhe
tragen sie mich dann zur Kirche,
und auf meinem Grab
in Stein sei dies gemeißelt:

„Hier ruht Don Quijote,
der in diversen Provinzen
Schielende und Einäugige rächte,
selbst blindlings lebte.“

Sancho vermach ich die Inseln,
die ich mit Kriegen erobert,
auch wenn er nicht dabei reich wird,
bleibt er wenigstens bei sich.

Und dem guten Rocinante
vermach ich Wiesen und Wälder,
die Gott im Himmel erschuf,
um die Tiere zu ernähren;

Wünsche dem Ross statt Glück
ein beschwerliches Alter,
Betrübnis zum Grübeln
statt Heu und Futter.

Dem verzauberten Mauren,
von dem ich Prügel bezog,
befehl ich sie ihm zu erteilen,
mit aller Härte.

Den Maultiertreibern
versetzt all die Tritte,
die ich von ihnen bekam,
als Entlastung meines Rückens
und meines Gewissens.

Von all den Stöcken,
die mich schlugen,
meiner schönen Dulcinea
schicke ich hundert Fuhren,
Holz für den nächsten Winter.

An einen Wandnagel
hängt den nackten Degen,
außer mit Rost
wage keiner den zu bekleiden.

An einen Besenstiel klemmt meine Lanze,
um die Spinnen vom Dach herunter zu holen,
als tät's der heilige Georg persönlich.

Brustharnisch, Halsstück,
Rückenschild, Panzerhandschuh
und Visier
verbind ich zu Quijotico,
Majorat meiner Besetzung.

Den Rest in dieser Welt
verbleibende Güter
vermache ich der Wohlfahrt
für den Freikauf von Prinzessinnen.

Ich befehle statt der Messen,
über Lanzenstechen, Schlachten,
Kriege mir zu lesen,
wie alle wissen, sind das meine Messen.

Als Testamentsvollstrecker
ernenne ich Belianís den Griechen,
den Ritter von der Sonne
und Esplandián den Abenteurer.“

Da spricht nun Sancho Panza,
hört gut zu, was er sagt,
hart im Ton und in den Raum
mit fester Stimme.

„Es ist nicht vernünftig, mein edler Herr,
während Ihr Rechenschaft ablegt
vor dem Herrn, der euch erschaffen,
so großen Unsinn zu reden.

Sancho ist es, Herr, der zu Euch
an Eurem Kopfende spricht,
sehr traurig aus Kübeln weinend,
ein Wolkenbruch von Regen und Hagel.

Nehmt doch als Testamentsvollstrecker
den Pfarrer, bei dem Ihr beichtet,
den Ratsherrn Per Antón
und den Ziegenhirten Gil Panzueca.

Und lasst ab von Esplandionen,
die uns nur Unruhe bereiten.
Ein Kirchenmann sollte helfen
bei diesem harten Gefecht.“

„Recht hast du“,
darauf zärtlich Don Quijote,
„geh zu dem Berg der Buße
und heiß Beltenebros zu kommen.“

Da schaute schon durch die Tür
die letzte Ölung,
doch als er den Geistlichen sah
mit Superpelliceum und Kerze:

„Das ist der Weise persönlich,
der vom Zauber der Niquea“,
meinte der gute Ritter,
hoch den Kopf hebend.

Aber als sie den Mangel sahen
an Verstand, Leben,
Augenlicht und Stimme,
verschwanden sie durch die Tür:
erst der Notar, dann der Pfarrer.

Quevedos Originaltext ist in verschiedenen Editionen zugänglich, wohl am bequemsten in: Ignacio Arellano (ed.), Francisco de Quevedo: *Testamento de don Quijote*, in: *Príncipe de Viana* 66 (2005), Nr. 236 (Spezialnummer aus Anlaß des 400. Jahrestages der Erstveröffentlichung von Cervantes' Roman), S. 963-966, digital abrufbar unter: <https://dialnet.unirioja.es/ejemplar/131374>. Diese Edition ist auch mit einem philologischen Kommentar versehen.

INES HAGEMeyer, geb. 1938 in Berlin, Emigrationszeit in Montevideo, Uruguay. Lyrikerin, Sprachlehrerin, Übersetzerin, lebt in Bonn. Zahlreiche Publikationen, zuletzt: *handverlesen. Gedichte* (Pop Verlag, Ludwigsburg 2015).



Honoré Daumier: Don Quichotte und Sancho Pansa (um 1866/68).
Öl auf Leinwand.

EIN DEUTSCHER URAHN DON QUIJOTES?

Don Quijote hat zahlreiche Nachfahren und ebenso einige Vorfahren, nicht nur in spanischen Romanzen, sondern tatsächlich auch in der außerliterarischen Realität – letzteres zumindest, wenn dem Bericht über einen spanischen Edelmann geglaubt werden kann, der gerüstet und auf einem Pferd sitzend im Jahre 1434 an einer auf dem Pilgerweg nach Santiago de Compostela gelegenen Brücke die Vorbeikommenden zum Zweikampf zu Ehren seiner Dame aufforderte. Aber Vorfahren über die Grenzen Spaniens und des 16., höchstens noch des 15. Jahrhunderts hinaus?

Die mittelhochdeutsche Verserzählung von Helmbrecht, die Wernher der Gärtner vermutlich zwischen 1237 und den 90er Jahren desselben Jahrhunderts verfasste, ist wesentlich weniger umfangreich als Cervantes' Werk. Das Grundgerüst der Handlung entspricht diesem jedoch: Der Protagonist ist ein Sonderling, der sein bisheriges Leben hinter sich lässt, um Ritter zu werden, und dieses Vorhaben gegen alle Widerstände umsetzt. Zusätzlich zu dieser groben Übereinstimmung lassen sich weitere Gemeinsamkeiten finden.

Zum Annehmen einer neuen Identität gehört für beide Figuren ein Namenswechsel. Aus Alonso Quijano el Bueno wird auf diese Weise Don Quijote de la Mancha, aus Helmbrecht Slintezgeu („Schlingsland“). Beide statten sich aufwendig für ihre Unternehmungen aus. Don Quijote tut dies, indem er auch sein Pferd mit einem angemessenen Namen versieht, die urgroßväterliche Ritterrüstung herrichtet und das Bauernmädchen Aldonza Lorenzo zu seiner Herrin Dulcinea del Toboso erhebt, wohlgemerkt ohne dass sie von ihrem Glück erfährt. Zu diesem Zeitpunkt hat der Hidalgo bereits beschlossen, als fahrender Ritter umherzuziehen, wohingegen Helmbrecht sein Vorhaben erst aus seiner Ausstattung ableitet: Sein lockiges blondes Haar sei so schön, seine Kleidung, besonders seine prächtig bestickte Haube sei so edel, dass sich bäuerliche Arbeit für ihn nicht zieme. Stattdessen wolle er an den Hof gehen.

Im Gegensatz zum adeligen Don Quijote ist Helmbrecht allerdings lediglich der Sohn eines Meiers. Mit seinen Absichten missachtet der Bauernsprössling folglich die Einrichtung der Welt, in welcher nach mittelalterlicher Auffassung jedem Stand sein Lebensbereich und seine Aufgaben zugeteilt sind. Schon mit seinem protzigen Äußeren setzt sich Helmbrecht nicht nur über Regelungen hinweg, welche in Kleiderordnungen der Zeit ausdrücklich festgelegt waren, sondern verstößt ganz allgemein gegen eine Ordnung, deren Existenz auf Gott zurückgeführt wurde. Helmbrechts Hochmut, die Hauptsünde schlechthin, und seine mit diesem einhergehende Selbstüberschätzung ziehen sich bis zum bitteren Ende durch die Erzählung. Noch wenn er blind und verstümmelt von der Türe des väterlichen Hofes gewiesen wird, zeigt er keine Reue, sondern höchstens Selbstmitleid. Als erzwungene Buße irrt er ein Jahr durch die Welt, dem Jahr entsprechend, das er als eingebildeter Ritter verbracht hat. Zuletzt wird er von einigen Bauern an einem Baum aufgeknüpft. Der zweite Teil von Cervantes' Roman schließt ebenfalls mit dem Tod des Titelhelden, nachdem dieser besiegt von seinem letzten Kampf zurückgekehrt ist. Bereits kurz nach der Ankunft in seinem Heimatdorf erkrankt Don Quijote schwer, aber bevor er stirbt, erlangt er seinen Verstand zurück. Cervantes hat seinem Helden im Gegensatz zu Wernher mit hin zugestanden, seine Schuld zu erkennen und als guter Christ zu sterben.

Helmbrecht hat außerdem gänzlich andere Motive für sein Handeln als Don Quijote. Diesen Absichten sind durchaus edel, denn er gründet seine Ritterschaft auf das Ideal des *miles christianus*. Dagegen äußert der Bauernsohn, bereits bevor er den väterlichen Hof verlässt, in aller Deutlichkeit, dass er ein marodierender Raubritter werden will. Einem adelig-ritterlichen Ideal versucht er alleine mit seiner unangemessenen, geckenhaften Kleidung zu entsprechen. Sein Vergehen besteht nicht nur in der selbstherrlichen Erhebung über seinen Stand, sondern auch darin, dass er sich gegen seine Standesgenossen wendet und sie plündernd heimsucht. Schließlich droht er sogar seinem Vater, er werde dessen Hof in Zukunft nicht mehr verschonen. Helmbrechts Skrupellosigkeit, die seiner *superbia* entspringt, und seine fehlende Reue führen ihn im Gegensatz zu Don Quijote unweigerlich und endgültig ins Verderben.



Trotz der größeren Drastik der Erzählung von Helmbrecht wird auch Don Quijote im gesamten Verlauf der Handlung immer wieder sehr entschieden in die Schranken gewiesen. Viele seiner Abenteuer enden damit, dass man ihn schrecklich verprügelt, oftmals treiben seine Mitmenschen ihre Späße mit ihm und machen sich über ihn lustig. Der zweite Teil kann in diesem Sinne als einzige groß angelegte Bestrafung des Möchtegernritters gelesen werden, der nun eindeutig nicht mehr Herr des Geschehens ist, sondern dessen Verrücktheit rein zur Belustigung der Beteiligten gefördert wird. Die Ordnung, welche die Protagonisten stören, setzt sich in beiden Fällen zur Wehr und verhindert, dass die Unruhestifter sie dauerhaft außer Kraft setzen. Don Quijotes Eskapaden haben zwar einen wesentlich spielerischen Charakter als Helmbrechts, aber wie dieser versucht er, eine Welt zu verändern, deren Einrichtung trotz aller scheinbarer Mängel göttlich und deswegen unantastbar ist. Wie Helmbrecht neigt auch Don Quijote dabei zu Selbstüberschätzung und Überheblichkeit. Das Ende ist sicherlich versöhnlicher, aber in gewisser Hinsicht ebenso eindeutig. Dass beide Figuren immer wieder ausdrücklich als verrückt bezeichnet werden, ist gleichfalls eine Bewertung ihres Handelns, das damit von Anfang an als falsch gekennzeichnet ist: Auf solche Ideen kommt nur, wer seinen Verstand verloren hat.

Die deutschen Romantiker hingegen haben Don Quijote als eigentlich geistig gesundes, da phantasiebegabtes Individuum gesehen, das an der prosaischen Wirklichkeit scheitert. Cervantes' Held wurde dadurch zu einer wichtigen Identifikationsfigur und ist es in diesem Sinne vielleicht bis heute. Eine solche Auffassung muss einige Bestandteile der Erzählung weitgehend ausblenden, ist aber vor allem mit Blick auf die historischen Umstände fragwürdig. So phantastisch der Roman auch sein mag, letztendlich verfolgt Cervantes wohl durchaus didaktische Absichten, wenn auch weniger schulmeisterlich als andere Autoren seiner Zeit. Trotz allen Erfindungsreichtums, aller Vielstimmigkeit und Lebendigkeit der dargestellten Perspektiven ist der Rahmen von Don Quijotes Abenteuern von vornherein abgesteckt. Innovativ ist das Werk aufgrund seiner eigenwilligen Kombination von Elementen der französischen sowie der spanischen Ritterromane mit poetologischen Spielereien und einer übergreifenden Moral. Kann eine moderne romantisierende Lesart also angemessen sein?

Ein ähnliches Problem entsteht bei Wernhers „Helmbrecht“, wo sich eine moderne Lesart geradezu aufzudrängen scheint: Helmbrecht, der Rebell, der sich über die ungerechten gesellschaftlichen Schranken hinwegsetzt und sich nicht mit fadenscheinigen Begründungen für die Unantastbarkeit des *status quo* zufrieden gibt. Hier ist wesentlich offensichtlicher, dass man auf diese Weise das Pferd von hinten aufzäumt. Andererseits kann das Werk auch keine moralische Belehrung eines bürgerlichen Publikums sein, da zu Wernhers Zeit Literatur nach wie vor ausschließlich eine Angelegenheit Höhergestellter war. Was hier stattfindet, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine aus heutiger Sicht höchst unsympathische Abgrenzung einer gewissen, w-möglich von Abstiegsängsten geplagten Schicht „nach unten“. Das deutlichste Zeichen für diese Abgrenzung ist Helmbrechts Haube, der Wernher eine Beschreibung von fast hundert Versen widmet und auf der Szenen aus Werken der höfischen Literatur abgebildet sind. Abgesehen von der Anmaßung, dass Helmbrechts Kopfbedeckung mit einem Programm bestückt ist, das sich aus einem der wichtigsten Bestandteile adeligen Selbstverständnisses speist, zeigt sich auf diese Weise bereits am Anfang der Erzählung die Aussichtslosigkeit des Unterfangens: Was auf seine Haube gestickt ist, kann Helmbrecht unmöglich begreifen. Als Bauer fehlt ihm offensichtlich jedwedes Verständnis dafür, was Adel und Rittertum eigentlich bedeuten, und er strebt sie lediglich in perverser Form an, indem er Raubritter werden will.

Bei Don Quijote sind die Verhältnisse umgekehrt: Er ist adelig, wenn auch nur ein verarmter Landadeliger, aber sein Problem besteht zum Teil darin, dass in seinem Umfeld nicht alle die entsprechenden literarischen Kenntnisse haben und ihn oftmals schon deswegen nicht verstehen. Beredtes Beispiel dafür ist sein „Schildknappe“ Sancho Panza. Diejenigen wiederum, die wie Don Quijote Ritterromane gelesen haben, sind nicht in gleicher Weise von deren Hochwertigkeit überzeugt und versuchen, seine verquere Weltsicht gerade zu rücken. Don Quijote scheitert natürlich auch, weil er nicht zwischen der Wirklichkeit, die wiederum nur eine literarische ist, und seiner von übermäßiger Lektüre angeregten Einbildung unterscheidet – das bekannteste Beispiel ist sein Kampf gegen die Windmühlen, die nach seiner festen Überzeugung Riesen sind.

Die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit den Werken weist einige Ähnlichkeit mit diesem Kampf auf, insofern die Windmühlen der erzählten Welt dazu tendieren, sich in den Augen der Interpreten in Riesen zu verwandeln. Dabei ist mehr als fraglich, ob es trotz des zeitlichen Abstands möglich ist, die Werke im Sinne ihrer Autoren zu verstehen. Selbst die Literaturwissenschaft kann sich diesem Ziel immer nur auf möglichst kurze Distanz nähern, denn wenn die Bedeutung eines Textes in ihrem vollen Umfang erst mit dem Rezipienten entsteht, hat jeder Leser „seinen“ Helmbrecht und „seinen“ Don Quijote. Letztendlich wird Literatur durch diese subjektiven Sichtweisen am Leben erhalten. Und letztendlich weist die Vielfalt solcher Sichtweisen darauf hin, dass die Werke eine Vielschichtigkeit besitzen, die es auch Jahrhunderte nach dem Entstehen noch ermöglicht, Standpunkte auf sie zu projizieren und dadurch Neues in ihnen zu entdecken. Zum Beispiel überraschende Verwandtschaften.

Für Anmerkungen und kritische Anregungen danke ich Alexander Estis.

Weiterführende Literatur:

Miguel de Cervantes Saavedra: Der geistvolle Hidalgo Don Quijote von der Mancha, hg. und übers. v. Susanne LANGE, 2 Bde., München 2008.

Miguel de Cervantes: Don Quijote de la Mancha. Edición, notas y anexos de Francisco RICO, Madrid 2008.

Wernher der Gärtner: Helmbrecht. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hg. und übers. v. Karl-Heinz GÖTTERT, Stuttgart 2015 (Reclams Universal-Bibliothek 18978).

BARBARUK, Magdalena: The Long Shadow of Don Quixote, transl. by Patrycja PONIATOWSKA, Frankfurt a. M. 2015 (Interdisciplinary Studies in Performance 3).

CLOSE, Anthony: The Romantic Approach to ‚Don Quixote‘. A Critical History of the Romantic Tradition in ‚Quixote‘ Criticism, Cambridge 1978.

DELGADO, Mariano: Dem „christlichen Beruf“ treu geblieben? Zu den expliziten und impliziten religiösen Diskursen im ‚Quijote‘, in: Miguel de Cervantes ‚Don Quijote‘. Explizite und implizite Diskurse im ‚Don Quijote‘, hg. v. Christoph STROSETZKI, Berlin 2005 (Studienreihe Romania 22), S. 59–81.

MÜLLER, Ulrich: Ulrich von Liechtenstein und seine Männerphantasien. Mittelalterliche Literatur und moderne Psychologie, in: Ich – Ulrich von Liechtenstein. Literatur und Politik im Mittelalter, hg. v. Franz Viktor SPECHTLER/Barbara MAIER, Klagenfurt 1999 (Schriftenreihe der Akademie Friesach 5).

NABOKOV, Vladimir: Lectures on Don Quixote, ed. by Fredson BOWERS, introd. by Guy DAVENPORT, New York 1983.

NEUSCHÄFER, Hans-Jörg: La ética del Quijote. Función de las novelas intercaladas, Madrid 1999 (Biblioteca románica hispánica 2; Estudios y Ensayos 414).

SCHWOB, Anton: Das mittelhochdeutsche Märe vom ‚Helmbrecht‘ vor dem Hintergrund der mittelalterlichen *ordo*-Lehre, in: Geistliche und weltliche Epik des Mittelalters in Österreich, hg. v. David MCLINTOCK, Göppingen 1987 (Publications of the Institute of Germanic Studies 37; Göppinger Arbeiten zur Germanistik 446), S. 1–16.

LEA VON BERG, geb. 1993 in Freiburg i. Br., studiert dort Mittelalter- und Renaissance-Studien. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die germanistische Mediävistik.

Alexander Brungs

DER DON QUIJOTE AUS DEM BALTIKUM

Eine Erinnerung an Werner Bergengruens *letzten Rittmeister*

„Es beglückte mich, ja, es hob mich über mich selbst, dass ich den Verkannten nicht verkannte, sondern mit ihm ein gemeinsames Geheimnis hatte; denn ich – und wie ich glaubte, ich allein – wusste, dass in der hagestolzen Gestalt eine große Seele verborgen war.“

Verkannt hatten, so der Rahmenerzähler einer vor einem halben Jahrhundert noch berühmten und vielgelesenen Geschichtensammlung – manche dieser Erzählungen mag man ‚Novellen‘ nennen, andere kommen eher ‚Kalendergeschichten‘ nahe –, den tragikomischen Helden aus der Mancha vor allem die einst zahlreich vorhandenen ‚Bearbeitungen für die reifere Jugend‘, die den Don Quijote des Cervantes-Texts auf einen „gutherzigen und erheiternden Narren“ reduzierten. Nur nebenbei sei bemerkt, dass zeitgenössische Leser der Geschichtensammlung ebendieser Reifere-Jugend-Lesart wohl auch nicht ganz auskamen: Peter Dreesen etwa entdeckte mit seiner in der *Zeit* erschienenen Rezension einen „chevaleresk-romantische(n) Zauber altmodischen Soldatentums“ in einem Buch, in dem es „auf das Kurios-Beiläufige, auf die Glosse zur Weltgeschichte, auf die geheime Transparenz auch noch der abseitigsten Anekdote“ ankomme: „das gilt alles gleich“. Es „spräche gegen junge Menschen, könnten sie sich dem Charme des Rittmeisters entziehen, aber sie seien gewarnt, ihn im Leben nachahmen zu wollen.“ Mit einem solchen Verdikt wird – unabhängig von formaler Wertschätzung – der mögliche Lektüregewinn von ernsthaft lebensweltlichen Belangen der Leserin bzw. des Lesers entkoppelt.

Welche Bedeutung aber kommt jenen zitierten Worten des Rahmenerzählers, mit denen Bezüge zwischen seiner und der Ritterfigur des Cervantes nahegelegt werden, wirklich zu? „Keineswegs“ nämlich, so der Autor Werner Bergengruen (Riga 1892–Baden-Baden 1964), beabsichtige er, bei den Lesern seines im Jahre 1952 (also durchaus noch unter nachhaltigem Eindruck der Folgen von nationalsozialistischer Diktatur und Krieg) veröffentlichten *Der letzte Rittmeister* „eine Gleichsetzung dieser beiden Männer, des Hidalgo de la Mancha und des letzten Rittmeisters“ zu evozieren. Keineswegs? „Eine entfernte, zumindest physiognomisch begründete Ähnlichkeit“ wird ja konzidiert, und wir ahnen, dass sich – ‚physiognomisch‘ ist eben nicht einfach ‚physisch‘ – dahinter mehr und vielleicht das Entscheidende verbirgt. Was die Figuren des Don Quijote und des Rittmeisters eint, ist ihre Eigenschaft, verkannt zu werden, und zwar darin, dass in jedem von beiden „eine große Seele verborgen“ ist, verborgen vor der „plebejischen Mediokrität“.

Denjenigen Charakterzügen, die solch eine „große Seele“ – vordergründig ein nicht eben trennscharfer Begriff – ausmachen könnten, möchte ich streiflichtartig nachspüren, obgleich der Hinweis auf ihre notorische Verkennung durch „plebejische Mediokrität“ in unseren Tagen leicht im Verdacht eines ungehörigen Elitismus und einer demokratiefeindlichen Verachtung der Menge steht.

Elitistisch ist die Auffassung des gesuchten Charaktertypus durchaus – kaum ohne Grund handelt es sich um einen ‚Rittmeister‘, womit auch das Feld der Selbstironie nicht erst seit den 1950er Jahren gewissermaßen inkludiert ist –, doch nicht in der Art des herausragenden Herabblickens auf eine ungeschlachte Masse anderer, sondern im betonten Bewusstsein einer besonderen Verantwortung für sich selbst und andere (auch wenn die Wahrnehmung dieser Verantwortung fallweise fehlgehen mag). Herausragen mag einer unter anderen durch seinen souveränen Blick auf die Vielfalt der Verantwortungsräume dieser Welt in ihren mannigfaltigen Verbindungen; eine Fähigkeit, die sich nur bedingt erlernen lässt, denn sie betrifft nicht nur die Ausbildung spezifischer Fertigkeiten spezifischer Organe und Vermögen, sondern die gesamte Person: „Ein Rittmeister ist man“, lässt Bergengruen seine Figur sagen, „wie man ein Bauer, Priester oder Asthmatiker ist. Es ist konstitutionell. Oberstleutnant wird man nur genannt.“ Diese Worte hätten bei Fontanes altem Stechlin wohl volle Zustimmung finden können, und Manfred Hausmann (in: *Kleine Begegnungen mit großen Leuten*) schrieb einst Werner Bergengruen selbst eine solche ‚Konstitution‘ zu: „auch zu Rade sprengte er wie ein Herr und Ritter einher. Wer ein Herr ist, ist

immer ein Herr. Und wie ein Herr nahm er zur Kenntnis, was er erfuhr, mit Ehrfurcht, wo Ehrfurcht geboten war, und mit Überlegenheit, wo er Zusammenhänge gewährte, die anderen entgangen waren.“ Mir bleibt hier nur hinzuzufügen, dass jedwede Dame, was immer sie sonst vom Herrn zu unterscheiden vermag, sicherlich über ein adäquates Wahrnehmungs- und Urteilsvermögen verfügt.

Verachtung (der Masse, der Vielen, des Volkes etc. ...) zu unterstellen jedenfalls entbehrt jeglicher Grundlage: Im Blick einer Persönlichkeit wie der des Rittmeisters auf die Welt hat dort jeder Einzelne seinen individuell zugemessenen Verantwortungsraum, welcher von keiner anderen Person eingenommen werden kann. Das, woran ein Mensch unter einschlägigem Aspekt zu messen ist, ist das gelebte Verhältnis zu diesem Raum: die Haltung, aus der heraus die individuelle Verantwortung wahrgenommen oder verfehlt wird. Die Frage, auf welcher Ebene weltlicher Ordnungen besagter Verantwortungsraum verortet ist, erweist sich dabei als nachrangig, und insofern ist es auch nicht von Bedeutung, ob sich seine Erscheinung eher tragisch oder komisch gefärbt darstellt.

Die „plebejische Mediokrität“ erhellt in einem ihrer wesentlichen Züge auch als ein Gegenteil dessen, was diejenigen auszeichnet, die eine „große Seele“ haben. Letztere Kennzeichnung erweist sich jenseits ihrer vordergründig blumigen Vagheit als eine Benennung von hoher Plausibilität und ergiebigem Erklärungswert, wenn sie denn vor dem Horizont einer antik-mittelalterlichen Tradition der Seelen- und Tugendlehre mit dem Begriff des ‚Großmutes‘ bzw. der ‚Hochherzigkeit‘ (*megalopsychia*, *magnanimitas*) verstanden wird.

Wo die Großmütige situationsangemessen das rechte Maß von Offenheit und Strenge zu bestimmen weiß, verlässt sich der Mediokre auf planmäßiges Abarbeiten eines immergleichen Sets von Konventionen (wogegen *prima facie* ja nichts grundsätzlich einzuwenden ist, weil auch deutlich schlechtere Verhaltensweisen verbreitet sind; Regelutilitaristen sind also vorläufig entlastet). Bezogen und fokussiert auf das, worin und wodurch Don Quijote so gerne verkannt wird, heißt dies, dass dem Großmütigen genau jenes zu eigen ist, was der Mediokren, die sich in ihrem Urteil peinlicherweise erhaben wähnt, mangelt. In den Worten unseres Rittmeisters: „die Öffnung des Gemüts für das in einem gemeinen Sinne Törichte und Unvernünftige. Das heißt: für die Großmut des Herzens und alle ihr verwandten Tugenden, für die Donquichotterie und für alles, das nichts einträgt, aber dem Leben auf dieser jämmerlichen Erde Glanz, Stolz und Würdigkeit gibt; für den Aufschwung der Seele und den frischeren Blick in Gottes Angesicht.“ Es versteht sich an dieser Stelle von selbst, dass ein geborener Weltverbesserer, ein manischer Utopist, niemals ein Großmütiger im Sinne des Rittmeisters wird sein können, denn die utopistische Lebensmission (und mithin deren erhoffter Glanz) erschließt sich allein aus einer vermutet möglich-herstellbaren Nicht-Jämmerlichkeit der Erde. Gott (so der Weltverbesserer sich überhaupt für diesen interessiert) darf erst dann in Utopistens Angesicht blicken, wenn nichts mehr jämmerlich ist, und Frische wird man dem Blick dann kaum attestieren können. Ein Mensch entsprechenden Zuschnitts ist wohl jenem in der Binnenerzählung *Ali Baba und die vierzig Pferdekräfte* erwähnten Hauslehrer des Großonkels nicht unähnlich, einem „alten Franzosen“, „zurückgebliebenen Gefangenen von 1812“, der „wie alle diese Leute ... ein esprit fort gewesen (war), der nichts gelten ließ, was seiner Auffassung vom Vernünftigen und Natürlichen zuwiderlief.“ Das spricht nicht gegen eine bestimmte Auffassung vom Vernünftigen und Natürlichen als solche, und auch nicht gegen den Versuch der Orientierung daran. Es spricht gegen die Vorstellung, dass mit dieser Auffassung ein untrügliches und notwendig bindendes Lebens- und Handlungsprogramm verbunden ist, das gewissermaßen den materialen Inhalt dessen bilden soll, was ein Prediger unter demütigem Erschauern seines Publikums als ‚Gewissen‘ einfordert. Das Gewissen eines Rittmeisters hingegen bindet zwar, aber es weiß um seine Fehlbarkeit zum Guten (!) wie zum Schlechten, und es weiß, dass es auch dann einzustehen hat, wenn es kein geltendes Gesetz und keinen Richterspruch aufzufinden vermag, auf das oder den es sich berufen kann. Dahinter steht nur eine einzige Instanz, die aber ein ultimatives Urteil sprechen kann und wird: Gnade oder Fall. So erhält der unter der Last einer lebensverschattenden Schuld durch Betrug und Selbstbetrug zusammenbrechende (für die Binnenerzählung titelgebende) ehemalige Festungskommandant Stabenhäuser folgende letzte Auskunft von einem Mann, dessen treue

Dienste er besser nicht missbraucht hätte: „Wir Zigeuner glauben nicht an einen Gott. Ich überlasse Dich der Barmherzigkeit des deinigen.“ Der letztlich bodenlose ist der aus eigenem Willen aufgerissene Abgrund.

Sicher ließe sich nun anmerken, das sei ja gut und recht, aber wenn nicht biedermännisch-schrullige Behaglichkeit, so mache uns Heutigen doch eine offenbar stark moralisch aufgeladene Materie literarische Texte leidlich ungängig. Unbillig aufgeladen – weder mit Moral noch mit belehrendem Gehalt anderen Zuschnitts – ist Bergengruens Text aber im Gegensatz zu manch gelobtem Erzeugnis der Gegenwartsliteratur gerade nicht. Nirgendwo ist daran ein Wille zur Belehrung oder Erziehung der Leserschaft abzulesen; die in feinem Detail entfaltenen Charaktertypologien sind eben nicht dargestellt als mehr oder weniger deutlich gekennzeichnete Aufforderungen („Du musst Dein Leben ändern!“, um dem auf alten Buchtiteln in einem Schattenriss schnauzbärtig abgebildeten Rittmeister zitierend einen im direkten Profilvergleich allerdings erkennbar gestutzten Schnauzbarträger unserer Tage gegenüberzustellen), sondern als – gleichwohl oft auch gewertete – Möglichkeiten des Menschseins. Dies unter anderem scheidet Literatur vom Pamphlet (was nicht bedeutet, dass Pamphlete nicht glänzend geschrieben sein könnten, doch das gehört nicht hierher).

Sehr treffend heisst es in der Dankesrede zum Werner-Bergengruen-Preis 2015 von Felicitas Hoppe (deren Figuren Hoppe zufolge übrigens oft „Bergengruens Rittmeistern auf der Spur“ bleiben), dass Literatur „vielleicht ... nichts anderes als der Versuch (ist), kurzfristig die Zeit anzuhalten; ein Verschiebebahnhof für unsere Wünsche und Ängste, für unsere Masken und Schwächen, für all das also, was an uns menschlich ist und nicht ideologisch.“ In genau diesem nicht etwa rührselig-verklärenden Sinne hält Werner Bergengruen immer wieder die Zeit an. Mit seinen Erzählungen und ihren Protagonisten sind uns *exempla* wie jene an die Hand gegeben, aus denen eine im Mittelalter blühende Literaturgattung hervorgegangen war, in deren Grenzen man Genuss an der sprachlichen Form und Interesse am Leben unmittelbar miteinander zu verknüpfen wusste. Formal in der Novelle der neueren Zeit bestens aufgehoben, sind Bergengruens Schilderungen schließlich hervorragende Gelegenheiten, aus Geschichten (und gegebenenfalls Geschichte, denn Figuren und Kontext können ebenso fiktional wie historisch-real sein) zu lernen, ohne belehrt zu werden. Nur ihrerseits unbelehrbare Verfechter reiner Strukturgeschichte möchten wohl anzweifeln, dass aus Geschichte(n) von „unerhörten Begebenheiten“ und dem Handeln der in sie verwickelten Charaktere Wertvolles gelernt werden könne. Wir gehören hoffentlich nicht zu diesen und lesen mit Gewinn weiter.

Werner Bergengruens *Der letzte Rittmeister* ist in verschiedenen Ausgaben antiquarisch verfügbar.

ALEXANDER BRUNGS, derzeit in Mannheim wohnhaft. Philosophiehistoriker mit mediävistischem Schwerpunkt und freiberuflicher Coach (www.cerebrum.de). Geboren in Erlangen/Bayern, nach dem Studium Tätigkeit an mehreren Universitäten in Deutschland und der Schweiz. Neuerdings auch zeitgeschichtlich-biographische Forschung. Leondinger Akademie für Literatur 2013/14. Arbeitet an einem Erzählungsband in Zusammenarbeit mit dem Zeichner David König und einem Roman.

Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quijote von la Mancha.

Der 6. Jhr.

1175



1. Don Quijote von la Mancha, Wirt von Toboaks cuisine.
 Ritt im Ritter, helles Licht noch Abenteuer hoch entzückt,
 Hat den Schicksal's Rhythmus hieher zu wackelndem Jahr
 Und zu Mir mit ihm Komme Sankto Panza ihm zur Seite.



2. In der Stadt, die für ein Weib er hat mit einer Tante,
 Weib hat sein Ordet der Welt des Jenseits zum Ritter schlagen,
 Willen hat sich nicht erliche Weib und Zeit, gleich Weltmann,
 Hat mit Wackerer Adel-Page sich der Abenteuerlich ich führen.



3. Hechtstimmend's Abenteuer! Schenke Rufen hat am Fingel
 Treiben ihn, und auch hat Fingel fesselt er mit verkehrten Fingel;
 Tod mit Trug und Schrecken hat er, hat die Weiblich fesselt Rufen
 Wobes, in der Zeit kühnheit, mit Abenteuerlich ich werden.



4. Wenn erliche Abenteuer wackel er hat die Entschlossen,
 Das ist mit dem sein ohne Abenteuerlich ich zu werden,
 Wackerer hat der Welt's Abenteuerlich er ich erlangen,
 Dessen Rufen und Zeit in einer Abenteuerlich nach gelangen.



5. Wenn erliche hat, als ein Dasein von groblichen Weibchen
 Tod hat einen Sankto Panza glockend gegen Abenteuerlich werden,
 Wackerer wackerlich er über seine Dasein ganz Schenke,
 Dann nur noch, als nicht hat gleich hat die nicht geführen wackel.



6. Wenn erliche Wackel hat er einen ich, nach Abenteuerlich werden,
 Nach dem Wackel der Zeit ich die groblichen Tod kühnheit,
 Tod hat einen hat hat Abenteuerlich mit dem Wackel nicht kühnheit,
 Hat, wackel hat Wackel, hat hat Abenteuerlich nur kühnheit.

Münchener Bilderbogen.

3. Heft
 (Mit Recht verheißt.)

Nro. 1175.

Hgl. Gut- und Unterirdisch-Verlag von Dr. G. W. 4. Seite in München.

Querschnitt und Verlag von Franz R. Schneider in München.

Quijote-Bilderbogen (1897). Kolorierter Holzschnitt.

Inge Braeckman

DULCINEA, DULCINEA

aus dem Flämischen übertragen von Ralph Dum

Het licht drupt van de nacht –
intieme gedachte, als pure pose
van de natuur. Ik achtervolg geen
waanbeelden meer. Dulcinea, Dulcinea,

mijn hoofd ligt tussen uw borsten,
rein als porselein. Teder en nader
als uw lippen. Ook in gedachten
en in de branding van de dag.

De deiningen tussen kussen en lust
vereeuwigen zich met ons.
Weerspiegelen uw ziel in mij.
Veldbloemen in de verte. De zachte

geur van een zilte zee. Libellen dansend
voor het open raam. De zomer eindigt
nooit in ons. De littekens uit mijn geheugen
en de maan verdreven. Sterrenblikken als

getuigen van de nectar die wij zijn.

Das Licht tropft aus der Nacht –
intime Gedanken, als reine Pose
der Natur. Ich jage keine
Täuschungen mehr. Dulcinea, Dulcinea,

mein Kopf ist zwischen Euren Brüsten,
makellos wie Porzellan. Zärtlich und näher
als Eure Lippen. Auch in Gedanken
und in der Brandung des Tages.

Wogen zwischen Küssen und Lust
verewigen sich mit uns.
Spiegeln Eure Seele in mir.
Feldblumen in der Ferne. Der sanfte

Geruch von einem salzigen Meer. Libellen tanzend
vor dem offenen Fenster. Der Sommer endet
nie in uns. Die Narben aus meinem Gedächtnis
und aus dem Mond vertrieben. Sternenblicke

wie Zeugen von dem Nektar, der wir sind.

INGE BRAECKMAN, geb. 1974, studierte Jura und Germanistik. Sie ist Journalistin und Kritikerin. Sie debütierte mit dem Gedichtband *Beeltenissen* (2009). 2011 ist *Incantaties 1* und 2013 *Incantaties 2* erschienen.

RALPH DUM hat Quantenphysik in den USA, Frankreich und Österreich studiert. Er ist Doktor der Physik. Aktuell arbeitet er in der Europäischen Kommission an einem Projekt, das Kunst und Technologie zusammenführt im Bereich der Innovation und speziell im Bereich Medien.



Simone Scharbert

DULCINEA, FÜNF SIEBEN EINS

einmal *dulcinea* sein : bahnen ziehen und einer neigung von fünf komma zwei grad durchs kosmische dunkel folgen auf dem hauptgürtel wandern inmitten von sechs hundert tausend anderen objekten über unbeirrbareren *don quijotes* und *sancho pansas* aus dem augenwinkel oder teleskop eines *paul götz* licht streuend der unförmige körper ein leichtes gepäck im sattel der asteroiden unscheinbare kilometer in zahlen nur schwer zu messen

immer weiter *dulcinea* sein : ohne wissen auf dem rücken treuherziger klepper durch irrsinnige vergangenheiten oder szenarien reiten ein leichtes gepäck jetzt im sattel göttlicher komödien und wahnwitziger ideen kleinplanetarischer herkunft so ein strahlen in einfachen worten oder sätzen wie *sancho pansa* sie manchmal zu seinem fahrenden ritter sagt während asteroiden stoisch eine bahn nach der anderen ziehen, *dulcineas* lächeln im visier

SIMONE SCHARBERT, 1974 in Bayern geboren, Studium der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft, Philosophie und Politikwissenschaft in Augsburg, München und Wien; Promotion über die Osterweiterung der EU und Visegrád. 2016 Finalistin des „Irseer Pegasus“ sowie Stipendiatin des „Raniser Debüts“; Veröffentlichungen in verschiedenen Magazinen und Literaturzeitschriften, u. a. *entwürfe*, *Krautgarten*, *Signum* und *Konzepte*. – Mehr auf www.simonescharbert.de.

Darin eben steckt der Knoten, antwortete Don Quijote, und darin zeigt sich die ausgesuchte Galanterie meines Vorhabens. Daß ein fahrender Ritter mit Grund verrückt wird, darin ist nichts Freiwilliges, dafür gibt's keinen Dank. Die rechte Probe ist, ohne Anlaß wahnsinnig sein, damit meine Geliebte denken muß: wenn das am grünen Holze geschieht, was soll's erst am dürrn werden! Außerdem habe ich dazu Veranlassung genug, in der langen Abwesenheit, die ich mir von meiner ewig mir gebietenden Herrin Dulcinea del Toboso auferlegt habe. Hast du ja doch von dem Ambrosio, dem Schäfer von neulich gehört: wer abwesend ist, erleidet und befürchtet jegliches Übel. Sonach, Freund Sancho, verwende keine Zeit darauf, daß du mir anrätest, von einer so ausbündigen, so glücklich erdachten, so unerhörten Nachahmung abzustehen. Toll bin ich, und toll bleib' ich, bis du mit der Antwort auf einen Brief zurückkommst, den ich meiner Herrin Dulcinea durch dich zu übersenden gedenke. Und wenn sie so ausfällt wie es meine Treue verdient, dann wird es mit meinem Wahnsinn und meiner Buße zu Ende sein; und wenn sie im entgegengesetzten Sinne ausfällt, dann werde ich im Ernste toll werden und als ein solcher alsdann nichts mehr empfinden. [...]

Benutzte Textausgabe: Miguel de Cervantes Saavedra, *Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha*. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe, Erster Band, Straßburg: Trübner 1905, hier Kap. 25 des ersten Teils, S. 275f.

Bildnachweis

Titelbild, S. 8, 18, 30, 46, 54, 62: Cornelius van Alsum (2016). Außer dem Bild auf S. 30, das auf den Aran Islands entstanden ist, stellen alle Fotos Ansichten aus dem ehemaligen Eifeldorf Wollseifen und seiner Umgebung dar.

S. 14, 22, 24, 28, 52, 60: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz;

S. 14: Kupferstichkabinett, Ident.-Nr. SZ CD Friedrich 44 recto, Foto: Volker Schneider; S. 22 und 24: Skulpturensammlung, Ident.-Nr. 299 und 300, Foto jeweils: Antje Voigt; S. 28: Kupferstichkabinett, Ident.-Nr. SZ Schwind 25, Foto: Jörg P. Anders; S. 52: Nationalgalerie, Ident.-Nr. A I 976, Foto: Jörg P. Anders; S. 60: Museum Europäischer Kulturen, Ident.-Nr. D (33 C 1091) 11/1975,1, Foto: Museum Europäischer Kulturen;
<http://www.smb-digital.de>;

Lizenzbedingungen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>.

S. 40: Hagen Klennert (Berlin).

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint zweimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht.

Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.